

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 174 Winter 2014

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



PERSPEKTIVE



< khg

Katholische Hochschulgemeinde Graz



Serie Zugfenster 2004–2009, Martin Bruch

Der Tiroler Künstler Martin Bruch, dessen bevorzugter Tätigkeitsbereich Film ist, wird auch für seine Fotoserien geschätzt. Man denke an „BRUCHLANDUNGEN“. 2006 war seine Strecke „KofferRäume“ in der KHG Graz ausgestellt. 2007 präsentierte er beim österreichischen Filmfestival Diagonale eine Sammlung mit Fotografien von Zugfenstern.

Man nimmt an, dass sich dieser Zug langsam durch ländliche Landschaften bewegt. Zu sehen ist ein Zugfenster, das eine Naturaufnahme einfängt: ein eher dünn besiedelter Wald umgeben von wiesenartigen Grünflächen. Die kahlen Bäume deuten Herbst an, obwohl dieser sonst mehr Farben als das bloß hier zu sehende Grün-Braun verspricht. Die Himmelstimmung lässt kaum Wolken ausmachen und man erahnt, dass sie schon dem eisigen Herbstwind gewichen sind.

Ich möchte meinen, hinter diesem Fenster sitzen vier einander unbekannte Fremde. Einer davon ist Fotograf, wahrscheinlich der Älteste. Die anderen sind drei Jugendliche. Jeder bringt seine Geschichte mit und ist auf eigene Weise verloren. Große Zugfenster ermöglichen wie kaum etwas anderes das *Gedankenfließenlassen*. Auf Reisen zu gehen hat einen meditativen Charakter. Möchte man sich selbst besser kennenlernen? Sich selbst durch andere Umgebungen da draußen finden?

Bernadette Prassl

Die QL-Galerie zeigt im Frühjahr 2015 eine Personale von Martin Bruch.

Editorial



„Auf beiden Seiten der Mauer sind Gottes Kinder, und keine von Menschenhand geschaffene Barriere kann diese Tatsache auslöschen.“

Martin Luther King (1964)

PERSPEKTIVE

Perspektive (2)

Ein Kommentar
von Roberta Maierhofer

Perspektiven für die Ökumene (3)

Peter Rosegger im Gespräch mit
Kardinal Kurt Koch

Voll-Zeit Leben (6)

Helmut Schmidt und Anita Lang-Schmidt
im Gespräch

„Eine Hand klatscht nicht allein“ (8)

Von Helga Rachl

Wissen im Wandel (10)

Von Gudrun Pichler

Als ich die Henne ins Bett brachte (13)

Von Jennifer Brunner

Perspektive in der Malerei und im Leben (15)

Alois Kölbl im Gespräch mit Michael Triegel

Liebe? Eine Skizze (18)

Von Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Globale Perspektiven (20)

Claudia Unger im Gespräch
mit Josef Krainer

25 Jahre Mauerfall: Perspektiven der Freiheit (22)

Von Florian Traussnig

Über Freiheit, Gewalt und Religion (24)

Von Bruno Almer

Blicke nach draußen (25)

Von Harald Koberg

KHG - AKTUELL (26)

Der Fall der Berliner Mauer vor fünfundzwanzig Jahren gehört zu den einschneidenden Erlebnissen meiner Studienzeit. Im beschaulichen schwäbischen Universitätsstädtchen Tübingen schien die unüberwindliche Grenze zwar zunächst gleich weit entfernt zu sein wie aus der Perspektive meiner Geburtsstadt Graz, doch alles war plötzlich sehr nahe, als sich die Ereignisse im November 1989 zu überschlagen begannen und noch wenige Wochen zuvor als vollkommen unmöglich Erachtetes Realität wurde. Auf einer Exkursion mit der Theologischen Fakultät nach Erfurt rückte alles noch näher, bekam in den Erzählungen der Lehrenden und Studierenden der dortigen Fakultät ganz konkrete Konturen und wurde mit Leben und Emotion gefüllt. Beschämt erinnerte ich mich damals, wie lange ich nur wenige Kilometer entfernt von der ungarischen und jugoslawischen Grenze gelebt, und wie wenig ich mich wie viele meiner AltersgenossInnen und die Generation meiner Eltern für das Leben hinter einer vergleichsweise durchlässigen Grenze interessiert hatte. Wenige Jahre später erlebte ich im Berliner Prenzlauer Berg, wo ich meine Abschlussarbeit verfasste, wie nach dem Fall der Mauer in den Köpfen der Menschen neue Mauern wuchsen. Das Bild des kleinen Mauerrestes am touristisch vermarkteten ehemaligen Grenzübergang „Checkpoint Charlie“ am Cover dieser Ausgabe von Denken + Glauben will auf diese und andere Ambivalenzen von Grenzorten und ihre Bedeutung für polyperspektivische Sichtweisen aufmerksam machen.

Die „Februarexkursionen“ der Katholischen Hochschuljugend – eine Tradition, die schon Jahrzehnte vor dem Fall der Mauer entstanden war – gehören zu den wichtigsten Erfahrungen meiner Zeit als Grazer Hochschulseelsorger: die Unterschrift auf einer Grußkarte an Mitglieder der „Young Christian Democrats“ im weißrussischen Minsk, die nach einer friedlichen Demonstration für mehr Demokratie eine mehrjährige Haftstrafe verbüßten, die Friedensgebete auf dem Kiewer Maidan wenige Tage bevor die todbringenden Schüsse der Scharfschützen fielen oder die Diskussionen über Ökumene im rumänischen Hermannstadt und vieles andere eröffneten Perspektiven, die nur unmittelbares Erleben ermöglicht.

Perspektive kann auch heißen, den Blick zwischen einem Dahinter und Davor, Vertrautem und neu Entdecktem zu einer vielleicht ungekannten Richtung zu verknüpfen, das Eigene neu schätzen zu lernen, oder vielleicht auch nur eine Frage zuzulassen. Die Beiträge in diesem Heft wie die Arbeit der Katholischen Hochschulgemeinde insgesamt wollen jedenfalls dazu eine Spur legen.

Eine anregende Lektüre wünscht

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

Perspektive

Kommentar

Von Roberta Maierhofer

Der Begriff „Perspektive“ bezeichnet zunächst allgemein eine Positionierung und stellt eine raum-zeitliche Beziehungsebene von Subjekt und Objekt her. In der metaphorischen Verwendung lenkt der Begriff – trotz oder gerade wegen des Verweises auf einen bestimmten Standpunkt – den Blick bereits auf weitere Möglichkeiten, auf Diversität und Vielfalt und das Anderssein. Das Wort „Perspektive“ allein lässt schon die Existenz unterschiedlicher Betrachtungsweisen und differierender Einschätzungen der Welt anklingen, wodurch die Welt als unfertig und nicht abgeschlossen zu Tage tritt und uns Menschen Handlungs- und Gestaltungsspielraum einräumt. Es regt uns in der Folge zur Einsicht an, dass sich die Wahrheit nicht im Besitz einer einzelnen Perspektive befindet, sondern in der Ambivalenz vieler Perspektiven zu suchen ist. Dieser Ambivalenz zugrunde liegt das Gegenüber von Frage und Antwort. Das Leben erschließt sich uns daher zuerst als Frage, auf die wir im weitesten Sinn mit unserem Leben zu antworten versuchen. Daraus können wir die Erkenntnis gewinnen, dass die Frage nach unserem Leben zu den „perspektivischen“ Antworten herausfordert.

Von der Vielfalt der Perspektiven wird ein Zustand erzeugt, den der Soziologe Zygmunt Bauman als „Leben in der Ungewissheit“ bezeichnet. Unser Leben in Raum und Zeit ist Veränderung, ist perspektivisch, das einzig Bleibende ist die Frage unseres Lebens nach Antworten. Daher bildet die Frage den gemeinsamen Horizont der Vielfalt an Perspektiven, dabei die Beliebigkeit der einzelnen Perspektiven relativierend. Wir finden in ihr Anhaltspunkte für unsere Antworten, jenen Halt in unserem Leben, der uns Menschen möglich ist. Da die Frage immer gestellt bleibt, ruft sie jene Vielfalt und Diversität der Perspektiven, der Antworten hervor, die die Fülle menschlichen Lebens ausmacht.

Gegenwärtig führt die Art und Weise unserer ökonomischen, sozialen und politischen Organisation dazu, dass wir häufig die Vielfalt der

Perspektiven, der Zugänge zu unserem Leben und damit die Frage unseres Lebens zugunsten einer einzigen Perspektive vernachlässigen. Die Gewissheit des Augenblicks überzeugt stärker als die Ungewissheit unseres Lebens. Insofern verwundert es nicht, dass auch in der Wissenschaft die Perspektive der ökonomisch-politischen Wertbarkeit alle anderen Perspektiven in den Hintergrund drängt. Mit dem Argument der sozialen und politischen Rechtfertigung, die die staatliche Finanzierung des Wissenschaftsbetriebs erfordert, werden der Wissenschaft „relevante“ Fragen zur Beantwortung vorgelegt, wie etwa das neue Programm der EU *Horizon 2020* zeigt. Zur Wahrung der vielfältigen Perspektiven einer Universität ist es jedoch unumgänglich für eine stärkere Hinwendung an die Frage zu plädieren.

Dies mag uns gelingen, indem wir nach den Fragen suchen, die uns zu den Perspektiven geführt haben. Zudem wird die Frage nicht allein von der zur „Natur“ perspektivierten Wirklichkeit, sondern entscheidend auch von uns Menschen formuliert. Auch wird es nicht reichen, innerhalb einer Antwort, Perspektive – etwa einem Verständnis von Wissenschaft, einer Technologie, einem Geschäftsmodell – Variationen als Veränderungen vorzunehmen, die eventuell sogar die ursprünglich authentische Antwort zerstören. Nicht die Veränderung an sich schafft eine Vielfalt von Perspektiven, sondern die Qualität des Fragens und damit des Antwortens.

Die Vielfalt und Diversität der Perspektiven erzeugen daher nicht nur einen Zustand der Ungewissheit, sondern als Vielfalt und Diversität der Antworten auf die Frage, die unser Leben stellt, geben sie uns auch Anhaltspunkte für unser Menschsein: Die Frage, als die sich uns das Leben stellt, verleiht uns Menschen jene Einzigartigkeit in der Wirklichkeit, die unser Leben zum Ausgangspunkt von Geltung und Wahrheit macht.



Foto: Furgler

Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ
Roberta Maierhofer,
Professorin der (Inter)
Amerikanistik und Leiterin
des Zentrums für Inter-
Amerikanische Studien (C.IAS)
der Universität Graz. *Adjunct
Associate Professor* an der
State University of New York
at Binghamton/USA. Von
1999 bis 2011 Vizerektorin für
Internationale Beziehungen
der Universität Graz.

Perspektiven für die Ökumene

Vor 50 Jahren begann auf dem II. Vatikanischen Konzil mit dem Dekret „Unitatis Redintegratio“ eine neue Phase in der christlichen Ökumene. **Aus Anlass dieses Jubiläums interviewte Peter Rosegger Kardinal Kurt Koch**, den Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen.



Kardinal Kurt Koch bei einem Vortrag und bei anschließenden Gesprächen im Rahmen von „Geist&Gegenwart“ in Seggau 2013
Foto: Neuhold

Peter Rosegger: Vor 50 Jahren wurde auf dem II. Vatikanischen Konzil das Ökumenismusdekret „Unitatis Redintegratio“ verabschiedet. Was sind für Sie seither die markantesten Entwicklungen in der Ökumene?

Kardinal Kurt Koch: An erster Stelle möchte ich die unter den Christen und christlichen Gemeinschaften „wiederentdeckte Brüderlichkeit“ erwähnen, die der Heilige Papst Johannes Paul II. zu den wichtigsten Früchten des ökumenischen Dialogs gezählt hat. Die vielfältigen Begegnungen und Gespräche haben ein

Netz von freundschaftlichen Beziehungen entstehen lassen, das das tragfähige Fundament für die ökumenischen Dialoge bildet. Solche Dialoge hat die Katholische Kirche in den vergangenen fünfzig Jahren mit beinahe allen Kirchen und Gemeinschaften geführt und führt sie weiter. Aus diesen Dialogen konnten viele positive Früchte geerntet werden: Es liegen bereits vier umfangreiche Bände „Dokumente wachsender Übereinstimmung“ vor. Es darf aber nicht verschwiegen werden, dass das eigentliche Ziel der Ökumene, die Wiedergewinnung der Einheit der Kirche, noch nicht erreicht werden konnte.

Sie sprechen öfters von einer notwendigen Verbindung des „Dialoges der Liebe“ und des „Dialoges der Wahrheit“ im ökumenischen Diskurs. Wie sehen Sie das Verhältnis dieser beiden Elemente zueinander?

Unter dem „Dialog der Liebe“ verstehen wir die Pflege geschwisterlicher Beziehungen zwischen den Kirchen und ihren Repräsentanten. Beim „Dialog der Wahrheit“ geht es um die theologische Aufarbeitung der kontroversen Fragen des Glaubens und der kirchlichen Lehre. Dieser theologische Dialog hat es oft mit

schwierigen und auch emotional belasteten Fragen zu tun und kann deshalb nur fruchtbar werden, wenn er auf der Basis guter persönlicher Beziehungen zwischen den verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften im Geist des gegenseitigen Verständnisses und des Vertrauens geführt wird. Denn Wahrheit und Liebe gehören zusammen. Es gilt, die Wahrheit in Liebe zu erkennen und zu tun.

Ein solcher Dialog braucht auch eine „Leidenschaft für die Ökumene“, von der Sie oft sprechen. Was kann jeder Christ konkret dafür beitragen?

Das Ökumenismusdekret hebt hervor, dass die Sorge um die Einheit „Sache der ganzen Kirche“ ist, nicht nur der Hirten, sondern auch der Gläubigen, und dass sie „einen jeden“ angeht (Nr. 3). Und als „Seele der ganzen Ökumenischen Bewegung“ bezeichnet es den „geistlichen Ökumenismus“, nämlich das Gebet. Im Beten um die Einheit bringen wir unsere Glaubensüberzeugung zum Ausdruck, dass wir die Einheit der Kirche nicht machen und auch nicht über Gestalt und Zeitpunkt entscheiden können, sondern sie uns nur schenken lassen können. Und im Gebet wird uns bewusst, dass die Suche nach der Einheit dem Willen des Herrn entspricht und dass es zur Ökumene schlechterdings keine Alternative gibt.

Papst Franziskus hat in Hinblick auf die Unterdrückung und Verfolgung von Christen in vielen Ländern von einer „Ökumene des Leidens“ gesprochen. Was kann die Gesellschaft und was können Christen vor allem in Europa gegen eine solche Verfolgung und für Religionsfreiheit weltweit tun?

Christen werden heute nicht verfolgt, weil sie orthodox, protestantisch oder katholisch sind, sondern weil sie Christen sind. Der christliche Glaube ist die heute am meisten verfolgte Religion, und es finden heute mehr Christenverfolgungen als in den ersten Jahrhunderten statt. Das Blut, das Christen im Namen des Glaubens vergießen, eint uns Christen. Die „Ökumene des Leidens“ ist die tiefste Gestalt der

Ökumene. Wir sind deshalb herausgefordert, mit den verfolgten Christen solidarisch zu sein und an sie auch in unserem Gebet zu denken. Wir dürfen vor allem angesichts der grausamen Verfolgungen der Christen nicht schweigen, sondern müssen unsere Stimme erheben und auch an die Verantwortung der Politiker appellieren.

Bei seiner vielbeachteten Reise ins Hl. Land hat Papst Franziskus gemeinsam mit dem Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios eine Erklärung veröffentlicht, in der besonders auch an die historische Begegnung zwischen Papst Paul VI. und Patriarch Athenagoras in Jerusalem 1964 erinnert wurde. Welche geistlichen Früchte trägt der ökumenische Dialog mit der Orthodoxie heute und wo sehen Sie Herausforderungen?

Die Begegnung zwischen dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras und Papst Paul VI. in Jerusalem im Januar 1964 hat nach beinahe tausend Jahren der gegenseitigen Entfremdung eine grundlegende Wende in den Beziehungen zwischen der Katholischen und der Orthodoxen Kirche eingeleitet. Die Begegnung zwischen Papst Franziskus und Patriarch Bartholomaios konnte diese Wegwende bekräftigen und mit neuer Hoffnung erfüllen. Die entscheidende Herausforderung im theologischen Dialog besteht darin, eine Praxis des Primats des Bischofs von Rom zu finden, die die volle Kirchengemeinschaft ermöglichen wird.

In der genannten Erklärung heißt es auch: „Im klaren Bewusstsein, dass die Einheit sich in der Liebe zu Gott und zum Nächsten ausdrückt, sehen wir erwartungsvoll dem Tag entgegen, an dem wir endlich gemeinsam am eucharistischen Mahl teilnehmen werden.“ Wie wird der darauf bezogene Dialog weitergehen?

Unter den christlichen Kirchen stehen Orthodoxe und Katholiken sich einander am nächsten. Sie haben dieselbe altkirchliche Struktur bewahrt und sind gemeinsam Kirche Jesu Christi in Ost und West. Sie sind deshalb in besonderer

Weise berufen, die volle Einheit wieder zu finden und die Kirchengemeinschaft in der gemeinsamen Teilnahme an der Eucharistie zu bekräftigen. Denn die wieder erwachte kirchliche Liebe muss in die eucharistische Liebe münden, wie dies vor fünfzig Jahren der Ökumenische Patriarch Athenagoras von Konstantinopel mit den von Leidenschaft geprägten Worten ausgesprochen hat: „Die Stunde des christlichen Mutes ist gekommen. Wir lieben einander; wir bekennen den gleichen gemeinsamen Glauben; machen wir uns zusammen auf den Weg vor die Herrlichkeit des gemeinsamen heiligen Altars.“

In drei Jahren jährt sich zum 500. Mal die Veröffentlichung der 95 Thesen von Martin Luther. Besonders in den deutschsprachigen Ländern ist das ein markantes Datum. Welche Initiativen auf Ebene der Weltkirche wird es dazu geben?

Um ein gemeinsames Gedenken des Beginns der Reformation vor fünfhundert Jahren zu ermöglichen, hat die Lutherisch/Römisch-Katholische Kommission für die Einheit ein Dokument mit dem Titel „From Conflict to Communion“ erarbeitet, das drei Schwerpunkte enthält: erstens Dankbarkeit und Freude über die gegenseitige Annäherung im Glauben und im Leben, die in den vergangenen fünfzig Jahren möglich geworden ist, zweitens Klage und Buße für die Missverständnisse, Böswilligkeiten und Verletzungen, die Katholiken und Lutheraner einander in den vergangenen fünfhundert Jahren angetan haben, und drittens Hoffnung, dass das gemeinsame Reformationsgedenken die Möglichkeit schenken wird, neue Schritte auf die erhoffte Einheit hin tun zu können. Weitere Initiativen auf weltkirchlicher Ebene befinden sich noch im Status der Planung.

Welche Auswirkungen hat die jüngst getroffene Entscheidung der anglikanischen Kirche in England, das Bischofsamt für Frauen zu öffnen, auf die Ökumene?

Die Katholische Kirche hält bekanntlich die Öffnung des Priester- und Bischofsamtes für Frauen aus Glaubensgründen



Kardinal Dr. Kurt Koch,

geboren 1950 in Emmenbrücke/Schweiz. Studium der katholischen Theologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und an der Universität Luzern. Nach der Priesterweihe 1982 in der Pfarrseelsorge tätig. 1989 Habilitation und anschließend Honorarprofessor für Dogmatik, Ethik, Liturgiewissenschaft und Ökumenische Theologie an der Theologischen Fakultät in Luzern. 1996 wurde Kurt Koch von Papst Johannes Paul II. zum Bischof von Basel geweiht. Papst Benedikt XVI. ernannte ihn 2010 zum Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen und zum Kardinal.

für nicht möglich. Von daher erschwert die Entscheidung der Church of England die ökumenische Annäherung zwischen Anglikanern und Katholiken, vor allem was die Anerkennung der kirchlichen Ämter betrifft. Trotz dieser neuen Erschwernis wird die Katholische Kirche aber den Dialog mit der Anglikanischen Kirchengemeinschaft weiterführen.

Das Bemühen um die Einheit der Christen wird besonders auch von den Päpsten immer wieder neu formuliert und verantwortungsvoll getragen. Wie sehen Sie die Kontinuität in diesem Engagement bei Papst Benedikt XVI. und bei Papst Franziskus und wo gibt es Akzentverschiebungen?

Alle Päpste während und nach dem Konzil haben sich sehr für die Ökumene eingesetzt und in der Wiederherstellung der Einheit der Christen ihre vorrangige Verpflichtung gesehen. Insofern besteht eine grundlegende Kontinuität bis hin zu Papst Franziskus. Die Päpste haben freilich auch je eigene Akzente gesetzt. Da Papst Franziskus aus Lateinamerika stammt, ist er auch mit anderen ökumenischen Erfahrungen

nach Rom gekommen. Er kennt vor allem die heute stark im Wachsen begriffenen pentekostalischen Gemeinschaften und Pfingstkirchen besser und wird uns hier Türen öffnen, die bisher eher verschlossen gewesen sind.

Europa ist der Kontinent, der wohl am längsten vom Christentum mitgeprägt wurde. Was können und sollen Christen heute in ökumenischer Verbundenheit tun, um dieses Europa auch in Zukunft positiv mitzugestalten.

Die Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert und die anschließenden blutigen Konfessionskriege, vor allem der schreckliche Dreißigjährige Krieg, haben die Säkularisierung in Europa zumindest mit verursacht. Deshalb wird der größte Beitrag, den die Christen für eine gute Zukunft Europas zu erbringen haben, umgekehrt darin bestehen, dass sie ihre eigene Gespaltenheit überwinden und gemeinsam die christlichen Wurzeln Europas verlebendigen. Denn wenn die Kirchen und Gemeinschaften zu den großen ethischen Fragen der heutigen Zeit nicht mit einer Stimme sprechen

können, wird die christliche Stimme in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit immer schwächer und erleidet die Ökumene einen großen Glaubwürdigkeitsverlust.

Papst Benedikt XVI. hat einmal gesagt: „Theologie ist Nachdenken des uns von Gott Vorgesagten, Vorgedachten.“ Wie ist Ihr theologisches Denken durch Ihre jeweiligen Aufgaben als Priester, als Professor, als Bischof und als Präsident eines Päpstlichen Rates mitgeprägt worden?

Diese tiefe Definition von Papst Benedikt XVI. besagt vor allem, dass der Theologe nicht seine eigenen Ideen zu verkünden hat, dass er vielmehr Stimme für das Wort Gottes sein muss. Dass der Theologe nicht im eigenen Namen reden kann, sondern im Dienst eines Anderen steht, ist mir durch die verschiedenen Ämter, die mir anvertraut worden sind, immer deutlicher und hautnah geworden, und die Freude an der Theologie ist stets gewachsen. Denn gleichsam von Berufs wegen über das Geheimnis Gottes nachzudenken, empfinde ich als ein großes Privileg, das freilich zum Dienst an der ganzen Kirche verpflichtet.

Voll-Zeit Leben

Fragen und Antwortversuche zur „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ insbesondere in Führungsfunktionen geben **Helmut Schmidt**, Leiter des diözesanen Amtes für Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation, und seine Frau **Anita Lang-Schmidt**, Leiterin der Servicestelle Organisationsentwicklung & Qualitätsmanagement der Caritas Steiermark.



Marianne Lang, Zwischen Dach und Boden, Installation in der KHG-Galerie, 2011.
Foto: cp-pictures.

Helmut Schmidt: Was bedeutet für dich als Frau, Führungskraft und Organisationsentwicklerin eigentlich „Beruf und Familie vereinbaren“?

Anita Lang-Schmidt: Aus allen drei genannten Perspektiven bin ich grundsätzlich natürlich froh, dass dieses Thema immer stärker in den Fokus des gesellschaftspolitischen Diskurses gerückt wird. Auch wenn's den Eindruck hat, dass hier eher der Druck demografischer Entwicklungen und damit einhergehenden arbeitsmarktpolitischen „Notwendigkeiten“ treibende Kräfte der Diskussion sind. Aber: alles was dazu führt, dass gesamt-lebensfreundlichere Arbeits- und Gesellschaftsstrukturen entwickelt werden, die Menschen eine Wahlfreiheit in Bezug auf ihr bevorzugtes Lebensmodell ermöglichen, ist zu begrüßen. Letztendlich geht es immer um Lebenszeit und Lebensqualität und um die dazu

nötigen Rahmenbedingungen – sich diese so selbstbestimmt wie möglich für die eigene Lebenssituation passend zu gestalten. Wenn es allerdings als prinzipielles „Frauen-Thema“ behandelt wird – was aus meiner Sicht meistens passiert – tut man sowohl Frauen als auch Männern unrecht ... und diskutiert glatt am Thema vorbei.

Wie verändert sich der gesellschaftliche Diskurs in deiner Wahrnehmung?

Man merkt, dass der generelle Fachkräftemangel (etwa bei ÄrztInnen) dazu führt, dass aus der Not heraus Arbeitsplätze und -strukturen plötzlich flexibler gestaltet werden. So werden z.B. Teilzeit-Lösungen oder flexiblere Arbeitszeit-Modelle verstärkt umgesetzt, was lange nicht denkmöglich war, solange eine rein „männerdominierte Präsenzkultur“ (ein Ausdruck von Matthias Horx glaube ich) funktioniert hat. Die

Erwartungen an Unternehmen im Hinblick auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie bzw. Beruf und Privatleben steigen. Und das ist gut so. Unternehmen müssen sich dem Thema stellen und passende Rahmenbedingungen schaffen, aber sie haben nicht die alleinige Verantwortung für eine gelungene Balance von Beruf und Familie/Privatleben. Dabei vermisste ich oft die dazu gehörigen Entwicklungen im privaten Umfeld und stelle immer wieder erstaunt bis fassungslos fest, dass es noch immer primär die Frauen sind, die sich über „Vereinbarkeitsfragen“ den Kopf zerbrechen. Unternehmen bzw. der Staat können nicht alleine ermöglichen, was im Privaten nicht auch stattfindet. Hier brauchen wir – neben allen notwendigen arbeitspolitischen Maßnahmen – auch wieder einen verstärkten gesellschaftspolitischen Diskurs über persönliche Wahlfreiheit in Bezug auf Lebensgestaltung von Männern UND Frauen.

Welche sind aus deiner Erfahrung die herausforderndsten Familiensituationen für Arbeitende, wo werden „Vereinbarkeitsfragen“ virulent?

Stark im Vordergrund steht ja immer wieder die Karenz bzw. Betreuung kleiner Kinder. Was natürlich auf Grund der Dauer und des Zeitpunkts (meist eher am „Karriereanfang“) ein großes Spannungsfeld ist, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Allerdings ist der alleinige Blick darauf sehr verkürzt. In der Personalentwicklung sprechen wir eher von „Lebensphasenorientierung“, weil jede Lebensphase andere Herausforderungen an eine angemessene und gute Lebensbalance stellt. Dazu gehören auch wichtige Ausbildungen, die man berufsbegleitend machen muss oder möchte, und natürlich die Pflege und Betreuung von Angehörigen und – auch zunehmend – die Berücksichtigung eigener gesundheitlicher Einschränkungen. Und vorangetrieben von der vielzitierten Generation Y gibt es nicht nur die Notwendigkeit, sondern einfach auch die Lust an einer gut ausgewogenen Balance zwischen Beruf und Privatleben.

Was bedeutet für dich „Karriere“?

Für mich bedeutet Karriere, einen für mich interessanten und zu meiner aktuellen (fachlichen, persönlichen) Entwicklung passenden Aufgabenbereich zu haben – mit manchmal mehr Stunden und manchmal weniger.

Wie geht die Caritas der Diözese Graz-Seckau damit um?

In der Caritas sind 70,9% der MitarbeiterInnen teilzeitbeschäftigt. Und ja: Teilzeit ist auch in der Caritas weiblich. 87 % der Teilzeit-Beschäftigten sind Frauen. In der letzten MitarbeiterInnen-Befragung 2013 wurde die Zufriedenheit speziell der Teilzeit-Beschäftigten abgefragt und – sehr positiv bewertet. 79% aller Teilzeit-MitarbeiterInnen sind zufrieden mit ihrem Stundenausmaß, wollen also zurzeit nicht mehr Stunden arbeiten. Teilzeit-MitarbeiterInnen sind auch generell zufriedener mit den Arbeitsbedingungen als Vollzeit-MitarbeiterInnen. Dazu muss man sagen, dass es in der Caritas sehr flexible Arbeitszeit-Modelle gibt und Beschäftigungsausmaße immer wieder individuell auf MitarbeiterInnen-Wunsch auch geändert werden.

Und: in der Caritas sind 32% der Führungskräfte teilzeitbeschäftigt. Zwei Drittel unserer Führungskräfte sind Frauen – und davon 83% in Teilzeit. Das ist in anderen Sparten wohl immer noch eher exotisch. Aber natürlich beeinflusst auf Dienstgeber-Seite nicht nur das Beschäftigungsausmaß eine ausgewogene Lebensbalance. Hier spielen viele unterschiedliche Aspekte mit Werthaltungen einer Organisation, die gelebte Unternehmenskultur, Arbeitsplatzgestaltung, Entwicklungsmöglichkeiten, Führungsverständnis ...

Wieso gibt es so starke Vorbehalte dagegen, dass Führungskräfte Teilzeitkräfte sein können?

Ich denke, es hat mit alten Bildern aus der schon zitierten „männerbasierten Präsenzkultur“ zu tun; Bildern von Führung als

Kontrolle bzw. als Anleitung. Sicher, es ist nicht einfach. Alles geht nicht als teilzeitbeschäftigte Führungskraft. Du kannst nicht überall dabei sein, mutest anderen mehr zu und brauchst Mut zur Lücke. Meine Hypothese ist allerdings, dass sich viel zum Positiven verändern würde, wären noch mehr Führungskräfte teilzeitbeschäftigt – Stichwort Sitzungskultur.

Was sind die großen Gefahren bei Teilzeit?

Die Gefahren sind zugleich die Chancen: nämlich das Wesentliche zu erkennen und zu tun. Und alles andere weg zu lassen, zu delegieren oder zu minimieren. Aber wir alle wissen, dass das ziemlich schwer und ein Weg voller Fallen ist. Eine Falle aus meiner Erfahrung ist das Ego – die Frage nach der eigenen Unverzichtbarkeit. Eine andere Falle ergibt sich aus den Ansprüchen der jeweiligen Umfeldler (Job, Familie, Partnerschaft) und dem eigenen Wunsch nach 100% in allen Lebensbereichen (was sich nicht nur mathematisch nicht ausgeht). Besonders schwierig finde ich, nicht zu sehr „getaktet“ zu sein. Also vor lauter effizientem Zeitmanagement jegliche Form von Lebendigkeit, Spiel- und Entwicklungsraum wegzurationalisieren.

Was sind deine „lessons learned“?

Ich versuche seit einiger Zeit mich an einer Frage und einer Zahlenkombination zu orientieren. Erstens: Um was geht's eigentlich/ was ist dabei wesentlich? Zweitens: 80:20. Und dazu eine große Dankbarkeit für ein beruflich wie privat sehr privilegiertes Entwicklungs- und Unterstützungsnetzwerk.

Anita Lang-Schmidt, geboren 1974 in Graz. Verheiratet mit Helmut Schmidt. 2 Kinder, 4 und 7 Jahre alt. Beschäftigt im Laufe des Arbeitslebens zwischen 42 und 5 Wochenstunden. Derzeit Leiterin der Servicestelle Organisationsentwicklung & Qualitätsmanagement der Caritas Steiermark und in Elternzeit mit 24 Wochenstunden. Die Caritas ist ausgezeichnet mit dem Gütesiegel für betriebliche Gesundheitsförderung und anerkannt nach dem Qualitätsmodell „EFQM“ für exzellente Unternehmensführung.



Foto: Neuhold

Helmut Schmidt, geboren 1974 in Graz. Verheiratet mit Anita Lang-Schmidt. 2 Kinder, 4 und 7 Jahre alt. Beschäftigt im Laufe des Arbeitslebens zwischen 42 und 4 Wochenstunden. Derzeit Leiter des diözesanen Amtes für Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation und in Elternzeit mit 30 Wochenstunden. Die Diözese Graz-Seckau ist zertifiziertes familienfreundliches Unternehmen.



Foto: Neuhold

„Eine Hand klatscht nicht allein“

Chancen und Grenzen von Integration im Fußball – Gedanken einer Praktikerin

Evident ist, dass Fußballklubs zunehmend Orte der interkulturellen Begegnung sind. Die gemeinsame Leidenschaft am Ballsport eint Menschen mit unterschiedlichen ethnischen, kulturellen und religiösen Hintergründen. Darüber hinaus, über kulturelle Unterschiede hinweg, ergeben sich zahlreiche Möglichkeiten des sozialen Lernens – für beide Seiten.

Von Helga Rachi



Efosa Onaghinor aus Nigeria spielte schon in der Jugendabteilung beim ESK Graz und ist aktueller Spieler der Ersten Mannschaft. Foto: Zauner/ESK Graz

Kulturelle Vielfalt stellt uns vor neue Herausforderungen

Sie heißen Efosa, Tutu, Sandor, Sunday oder Ibrahim, die Fußballer beim ESK Graz. Als Obfrau dieses Grazer Traditionsvereins – mit neun (ehrenamtlichen) Funktionärinnen und Funktionären, zwölf Trainern und über 200 Kindern und Jugendlichen – erlebe ich, dass diese Diversität mit ständiger Veränderung verbunden ist und mit hohen Anforderungen an beide Seiten: den sich Integrierenden und jenen, die dabei helfen. Drei Bereiche möchte ich hier hervorheben:

Sprachbarriere und Kulturation

Um Isolation und das Gefühl des Fremdseins loszuwerden, ist das Erlernen der deutschen Sprache unumgänglich. Nicht jeder (neue) Fußballer bei uns im Klub sieht das ein, wenn er Mitspieler hat, die aus demselben Land stammen und die gleiche Sprache sprechen wie er. Bei genauerer Betrachtung des Problems stelle ich fest, dass die Hauptursachen von „Lernverweigerung“ oft in den kognitiven Fähigkeiten, den Lernerfahrungen und der Vorbildung der einzelnen Spieler liegen: Neben den Faktoren

Sprachintelligenz, Lernvermögen und Wissensdrang hängt die Lerngeschwindigkeit nicht unwesentlich davon ab, ob in der schulischen Karriere des Einzelnen die Anlage für strukturiertes Denken ausgebildet worden ist. Entsteht ein Spieler beispielsweise den unteren sozialen Schichten einer Stadt in Westafrika, kam er vermutlich nie in den Genuss einer umfassenden Schulbildung. Wer jedoch das strukturierte Lernen nie gelernt hat, wird speziell bei der Aneignung einer komplexen Sprache wie dem Deutschen (und nicht nur dort) bald auf Probleme stoßen und sehr schnell den Spaß wie auch das Interesse an der Sache verlieren. Viele versuchen daher, sich mit Mitspielern in der gemeinsamen Landessprache zu verständigen, so verlieren sie zwar das Gefühl der Fremdheit, gleichzeitig isoliert sie das aber den anderen gegenüber.

Interaktion und Identifikation

Nicht zuletzt sind es die sozialen Kontakte von Menschen, die entscheiden, inwiefern Freundschaften und Partnerschaften ethnisch bedingte Grenzen überwinden. Eine emotionale Verbundenheit von Migrantinnen und Migranten mit der sie aufnehmenden Gesellschaft (oder in diesem Fall der „Gemeinschaft“ des Fußballklubs) ist entscheidend für ein Gefühl der Zugehörigkeit. Diese emotionale Verbundenheit aufzubauen, stellt uns vor die größte Herausforderung. Viele Fußballer unseres Vereins stammen aus Familien, deren soziale Kontakte sich ausschließlich im gleichsprachigen Umfeld befinden. Um ein gutes Verständnis für unsere Kultur, unsere Bräuche und Werte (wie auch für Politik und Rechtssystem) entwickeln zu können, ist gesellschaftliche Teilhabe enorm wichtig. Alle Parallelgesellschaften sind eher Schonwelten, in denen Integration ausbleibt. Dennoch bleiben viele Familien lieber unter sich oder fahren bei jeder sich bietenden Gelegenheit nach Hause ins Heimatland.

Integration ist nicht Assimilation

Assimilation und Anpassung haben keinen guten Ruf. Sie stehen unter dem generellen Verdacht, den Menschen etwas aufzwingen zu wollen. Der Zwang zur Anpassung unterhöhle das Recht aller Menschen auf Selbstbestimmung und individuelle Lebensgestaltung. Die landläufige Meinung, dass Menschen, die in unser Land kommen, sich „halt an unsere gesellschaftlichen Strukturen und Standards anzupassen haben“, ist so zu hinterfragen.

Integration erwarte von Zuwanderern und jenen, die schon länger hier sind, eine weitgehende Anpassung an übliche Normalitätsstandards. Wenn Menschen mit Migrationshintergrund nicht die minimalen Erwartungen von gesellschaftlichen Normen erfüllen können, wird ihre Integrationsfähigkeit in Frage gestellt. Integrierbar,

so die Schlussfolgerung, seien nur die Anpassungsfähigen und -willigen.

Piaget hat bekanntlich menschliche Entwicklung als Folge von zwei Adaptionsprozessen beschrieben. Der Entwicklungsaufbau wird vorangetrieben sowohl durch Anpassung der Umwelt an das Subjekt (Akkommodation) als auch durch Anpassung des Subjekts an die Umwelt (Assimilation). Beide Anpassungsprozesse werden situativ neu austariert und befinden sich in einem fließenden Gleichgewicht. Würde man die assimilativen Prozesse ausblenden, käme es logischerweise zu einem Entwicklungsstillstand. Ohne Assimilation gibt es keinen Entwicklungsfortschritt, wobei diese zwingend rückgekoppelt sind an ausgleichende akkommodierende Aktivitäten.

Integration ist nicht Assimilation, aber sie verzichtet auch nicht darauf. Assimilation ist nach Piaget ein wichtiger und unverzichtbarer Motor menschlicher Entwicklung. Der Anpassungsdruck der Normalität stimuliert Entwicklung – das ist ein wichtiger Wirkmechanismus der Integration

Zurzeit leben Menschen aus 151 Nationen in Graz. Beim ESK Graz spielen Menschen aus 20 verschiedenen Ländern. Was können wir im Verein tun, um Integration gelingen zu lassen? Wir können aufklärend wirken, dort wo es Vorurteile und Ängste gibt. Wir sind solidarisch mit jenen, die ausgegrenzt werden, wir werten bestimmte kulturelle Identitäten nicht in gut und schlecht. Wir wollen unsere interkulturellen Kompetenzen weiter verbessern, indem wir vorurteilslos und wertschätzend mit Menschen unterschiedlicher Prägung umgehen, das Miteinander steht im Mittelpunkt – im Fußball eine Selbstverständlichkeit, denn ohne ein Miteinander kann man nicht gewinnen.



Foto: Stajan

Mag.^a phil. Helga Rachtl,
geboren 1970 in Graz. Studium der Erziehungs- und
Bildungswissenschaften und Kulturmanagement in Graz
Pressereferentin von Superintendent Mag. Hermann Miklas.
Vorsitzende Evangelisches Bildungswerk Stmk.

Wissen im Wandel

Informationen an allen Ecken und Enden, auf Bildschirmen und Displays immer und überall verfügbar, Altes und Aktuelles, sich ständig erneuernd. Doch mehr Wissen macht nicht unbedingt klüger.

Von Gudrun Pichler

Eine Fülle an Wissen, die alle Lebensbereiche durchdringt. Klingt gut, klug. Doch irgendwo hapert es offenbar. Die Menschen wissen, so scheint es, nicht mehr, oder zumindest nicht das, was gewusst werden sollte. Im Bauch die Pisa-Panik macht sich die Vermutung breit, dass es gerade die Wissensflut sein könnte, die Desinteresse und Unwissenheit befördert und mit der die Bildung schließlich den Bach runtergeht. Darüber wollte ich schreiben.

Da keine Expertin auf diesem Gebiet, suchte ich mir Gesprächspartner aus der Wissenschaft, die mir meine „Hypothese“ bestätigen sollten. Doch es kam anders: Es eröffneten sich neue Perspektiven und einmal mehr die Einsicht, dass die Wirklichkeit nicht einfach nur offensichtlich ist, und dass „ich gar nicht weiß, was ich nicht weiß“ – eine Formulierung, die ich mir von Rudolf Egger, Lernweltforscher am Institut für Bildungs- und Erziehungswissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz, „entlehnt“ habe.

Qualifiziert

„Die Anreicherung mit Wissen ist in unserer Gesellschaft so groß wie noch nie“, unterstreicht Rudolf Egger. Wissensgenerierte Technologien bestimmen die Wirtschaft wie auch viele Bereiche im Alltag der Menschen, von der Arbeit über die Kommunikation bis hin zum Verkehr.

Angesichts der permanenten Vermehrung dieses Wissens brauchen wir Orientierung und Qualifikationen – mit Zertifikaten bestätigte Ausbildungen, „belegtes“ Wissen. Dies spiegelt sich unter anderem in den Bildungsabschlüssen wider. Laut Statistik Austria stieg die Zahl der bestandenen Reife- und Diplomprüfungen von 16.069 im Jahr 1970 auf 43.665 im Jahr 2012. Bei den Studienabschlüssen inländischer ordentlicher Studierender an öffentlichen Universitäten in Österreich ist ein Anstieg von 4.921 im Studienjahr 1971/72 auf 29.178 im Studienjahr

2012/13 zu verzeichnen. Im Zeitraum 2001 bis 2011 hat sich die Akademikerzahl um 68 Prozent erhöht.

Bestätigte Ausbildungen spielen zweifellos eine große Rolle für das persönliche Fortkommen und die Teilhabe an der Gesellschaft, „aber hat dieses Sammeln von Qualifikationen tatsächlich etwas damit zu tun, dass wir in unserer Welt zurecht kommen, dass wir wissen, woraufhin wir entscheiden sollen?“, gibt Rudolf Egger zu bedenken. Und mit Blick auf Personen mit Migrationshintergrund gelte es insbesondere zu bedenken: „Wer keine Qualifikationsmöglichkeiten hat, hat auch keine ausreichenden Integrationsmöglichkeiten.“

Wirksam

Müssten die Menschen bei so viel Bildung nicht viel mehr wissen als früher? Das ist nicht der Punkt, meint der Pädagoge. Wie viel jemand weiß oder nicht weiß, sei nicht die entscheidende Frage und keinesfalls ein Maßstab für Bildung. „Denn dieses Wissen ist meist eine reine Ansammlung von Informationen und erhält erst Bedeutung, wenn es für mich handlungsleitend wird und meinen Handlungsspielraum erweitert“, sagt Egger. Die Qualität von Wissen zeige sich im Tun. Erst wenn Menschen Zusammenhänge erkennen, abwägen und Entscheidungen treffen können, um ihr Leben, ihre Beziehungen sinnvoll zu interpretieren und zu gestalten, werde Wissen relevant und wirksam.

„Bildung hat mit Denken-Können zu tun“ und „Denken-Lernen heißt Komplexität bewältigen“, schreibt der Soziologe Manfred Prisching in seinem Buch Bildungsideologien.

Für Rudolf Egger bedeutet Bildung auch, „Sensibilität für Grenzen zu spüren, denn dort komme



„Slide to Unlock“, Evan Roth,
Multi-Touch Painting series, Paris 2014

„Slide to Unlock“, Evan Roth, Paris 2014

Die Technologie im Gesamten ist ein Zusammenspiel von einfach und kompliziert. Während die Handhabung von Handy, Computer und Tablets auf das Minimalste beschränkt ist, werden Programme umfangreicher und komplexer.

Die „Slide to Unlock“-Funktion verlangt, den Daumen auf dem Touchpad von links nach rechts zu bewegen, um eine vorübergehende Sperre des Geräts zu aufzuheben. Der amerikanische Künstler Evan Roth, geboren im Jahre 1978, nimmt diese Alltagssituation und verwandelt sie in ein imposantes grafisches Darstellungsbild aus Schwarz und Weiß.

Wann vergessen wir Schlüsselhandlungen des Alltags? Erhöhen wir unsere Lebensqualität und gleichzeitig das kleine Glück, wenn wir so manches im Alltag wieder bewusster und mit Hingabe und Wertschätzung durchführen?

*Bernadette Prassl,
studiert Philosophie und Kunstgeschichte
und ist KHG-Heimbewohnerin.*

ich in Berührung mit etwas Anderem in meiner Umgebung, in meinen Beziehungen, mit etwas, das mir nicht bekannt ist, das mir neue Perspektiven eröffnet und mich erkennen lässt, was ich nicht weiß.“ Hier beginnt Lernen, im Handeln, in Kommunikation mit den Mitmenschen und mit der Natur.

Angepasst

Welche Bedeutung aber kommt jenem Wissen zu, das unter dem Begriff Allgemeinbildung zusammengefasst wird und von zunehmend weniger Menschen geteilt wird? „Wir sollten unsere Vorstellung davon, was heute gewusst werden muss, anpassen“, ist Christian Fleck, Soziologe der Universität Graz, überzeugt. „Die Vorgaben haben sich gewandelt, die Bildungsinstitutionen und Lehrpläne hinken hinterher.“ Dass bestimmte Wissensbestände verschwinden und neue entstehen, sei grundsätzlich nicht negativ zu beurteilen. Die Gesellschaft verändert sich und die Bildungsinhalte müssten den aktuellen Herausforderungen und Bedürfnisse entsprechen. „Es wäre durchaus



„Zoom In Zoom Out“, Evan Roth,
Multi-Touch Painting series, Paris 2014

sinnvoll, Jugendlichen beizubringen, mit Geld umzugehen, angesichts der Tatsache, dass bereits 15-Jährige in Schulden stecken“, nennt Fleck ein Beispiel. Gleichzeitig hält er es auch für diskussionswürdig, traditionelle Inhalte, wie etwa Latein, aus dem Lehrplan zu streichen.

Zugänglich

Auch angesichts der Fülle an sich ständig erneuerndem Wissen treten Inhalte in Schule und Ausbildung immer mehr zurück, während das „Lernen Lernen“, das Aneignen von Methoden zum Wissenserwerb, in den Vordergrund rückt. Alle Informationen seien dank moderner Technologien ohnehin einfach, schnell und immer up-to-date verfügbar. Hier gibt Egger allerdings zu bedenken: „Was hilft mir dieses Wissen, wenn es nicht zur Stärkung der Person durch Klärung und Aneignung von Welt beiträgt?“

Menschen wählen aus einer Menge an verfügbaren Informationen jene aus, die für sie von Bedeutung sind. Woher sie dieses relevante Wissen beziehen, ob aus Büchern oder anderen Quellen im Internet, ist nach Ansicht Eggers unwesentlich. Auch das technologiebasierte Lernen – eLearning über Computer oder mobile Endgeräte –, das an Schulen und Universitäten Einzug gehalten hat, lehnt er nicht generell ab:

„Die Frage ist, wie es mich zu einem besseren Interpretieren meiner Lebenswirklichkeit macht.“

Verführerisch

Und genau hier lauert die Gefahr einer Diktatur des Wissens: Wir übertragen die Verantwortung für unser Tun den Technologien. „Wir reichern die Welt mit Wissen an, um uns von den Folgen unseres Handelns zu entlasten“, wie es Rudolf Egger formuliert. So verlassen wir uns zum Beispiel darauf, dass uns unser Auto mit Airbags und ABS sicher nach Hause bringt, statt in erster Linie unserer Vorsicht zu vertrauen. Für einen vordergründigen Gewinn, sei es Bequemlichkeit, Angstvermeidung oder Lustbefriedigung, verzichten wir freiwillig auf Handlungsmöglichkeiten. Neu ist dieser Mechanismus nicht. Bis vor wenigen Jahrzehnten erfüllte noch die Religion eine ähnliche Funktion, erinnert Rudolf Egger. Auch sie entlastete die Menschen, nahm ihnen Entscheidungen und damit Verantwortung ab.

Die wissensbasierten Technologien sind zweifellos Meister der Verführung, ohne daraus ein Geheimnis zu machen. Doch den meisten ist das egal.



Foto: cp-pictures

Mag.^a Gudrun Pichler, geboren 1969 in Linz, studierte in Graz Anglistik/Amerikanistik. Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit an der Karl-Franzens-Universität Graz und seit vielen Jahren Redakteurin von Denken+Glauben.

Als ich die Henne ins Bett brachte

Dass gerade ich über Perspektiven schreibe, ist fast Ironie. Das können Sie nun kaum über mich wissen, aber ich kann mir für mein Leben nur recht schwer etwas „ausmalen“.

Manch' einer mag das durchaus gutheißen: „Carpe Diem“; „Das Leben ist das, was passiert, während wir Pläne schmieden“ etc. – Wieso sich also nicht einfach treiben lassen und mit ein bisschen Glück am richtigen Ort zur richtigen Zeit ... ?

Von Jennifer Brunner

Vielleicht, weil ein Leben in Reaktion den Beigeschmack von Fremdbestimmung und Beliebigkeit nicht recht los wird. Das Leben in einer Gesellschaft, in der Leistung und Konsum die treibenden Kräfte sind, stellt an sich schon eine Herkulesaufgabe dar. Im Hamsterrad zu funktionieren, ist jedoch noch bedrückender, wenn unklar ist, wozu das eigentlich gut sein soll. Die Frage, woraus sich diese Perspektivlosigkeit nährt, hilft (mir) wenig weiter. Die Antworten scheinen so vielfältig, dass es eher verwunderlich ist, dass offenbar nicht alle an ihr leiden: Orientierungslos in der Fülle der Möglichkeiten, dem Zeitalter der höchstmöglichen Individualisierung sei Dank. Zu den fehlenden (d.h. nicht-entscheidbar vielen) Zukunftsfantasien gesellt sich noch das schlechte Gewissen, denn wie vermessen wäre es, die Fülle der Möglichkeiten nicht zu schätzen und das als Profiteur des Systems. Zufrieden oder glücklich macht das Wissen darum trotzdem nicht. Ich wurde grüblerisch und frustriert, manch anderes Symptom des „schwarzen Hundes“ folgte. Dann lud mich eine enge Freundin ein, mit ihr wegzufahren.

Eigentlich war ich nicht in Stimmung und hätte ich gewusst, dass es weder Internet, noch Strom oder Handyempfang gibt, wäre ich nicht mitgekommen: Heimweh. Alles, was ich wusste, war, dass wir in die Schweiz fahren, auf eine Alm, zu Leuten, die mir unbekannt sind.

Nach einem Tag im Auto sind wir schließlich an einen Punkt gekommen, wo es nur noch zu Fuß weiterging. Das letzte Stück legten wir in strömendem Regen im Dunkeln zurück. Gedanklich war ich da schon mit meinem Depri-Mantra beschäftigt, dass ich mich immer damit trösten könne, dass alles irgendwann vorbei geht.

Am Morgen wachte ich früh auf und wie üblich schaute ich zuerst mal auf mein Handy. Unüblich: Da gab es

nichts zu sehen, keine SMS, keine Anrufe, keine Mails, keine Facebook-Nachrichten. Ein erstes Gefühl der Erleichterung. Das mag überzogen scheinen, aber ich kann mich nicht erinnern, wann ich davor das letzte Mal länger als für die Dauer einer unerwünschten Störung offline war. Also krabbelte ich runter von meinem Hochbett, knarrend vorbei an den schlafenden Zimmergenossen und raus.

Mitten in der Natur

Die Sonne blendete mich so stark, dass ich erst auf den zweiten Blick erkennen konnte, was mich umgibt. Man hätte meinen können, die Natur sei absichtlich kitschig, so schön war jedes Fleckchen. Der längliche Steinbau, in dem wir schliefen, lag etwa zwei Stunden unter dem Gipfel und weit über dem Fuß des Berges. Alles oberhalb dieser „Basisstation“ gelegene Grün war Weidefläche für die 170 Kühe, um die sich die beiden jungen Hirtinnen jeweils von Mai bis Ende Oktober kümmern. Dafür erhalten sie neben Kost und Logis eine passable Entlohnung, auch wenn ihre Anstrengung kaum in Arbeitsstunden berechnet werden könnte. Das spielt dort aber auch keine Rolle, denn Geld an sich tut es nicht. Ich hatte in trainierter Voraussicht Bargeld mitgenommen, da ich nicht wusste, was die Übernachtung kosten würde; dass sie gratis sein bzw. das kosten würde, was wir an Teilhabe und Arbeitskraft zu geben bereit waren, hatte ich jedenfalls nicht erwartet.

Beim Frühstück wurden die Aufgaben des Tages besprochen, wobei die Hirtinnen zu diesem Zeitpunkt bereits an die 40 Ziegen gemolken, Schweine gefüttert und Spezialfälle wie Neugeborene oder kranke Tiere verarztet hatten. Frühstück bedeutete – wie jede Mahlzeit – nicht



Animal Farm 2014. Foto: Brunner

nur eine Menge Vorbereitungszeit (Holz hacken, Herd anheizen etc.), sondern auch eine gewisse Muße. Wie ungeduldig ich bin, musste ich mir spätestens beim 12. Mal, als ich in die Espressokanne schaute, um zu sehen, ob der Kaffee denn endlich hochstieg, eingestehen. Doch ich gewöhnte mich und fand sogar Gefallen daran, dass wir uns so ausgiebig der „Versorgung“ widmeten und gemeinsam aßen. Ich kann hier kaum alle erstaunlichen Gerichte nennen, aber die Brennesselsuppe ist mir sehr gut im Gedächtnis geblieben; – der hausgemachte Ziegenkäse außer Konkurrenz. Abendessen für alle Anwesenden zubereiten – zwischenzeitlich bis zu zwölf Personen aus mehreren europäischen Ländern, die sich eines Kauderwelsch aus Französisch, Deutsch und Englisch bedienten – war nur eine jener Aufgabe, die der Gruppe zufiel, die „beim Haus“ blieb. Sie kümmerten sich auch ums Holz, um die zwei Kinder, den Gemüsegarten, den

Haushalt etc. Die zweite Gruppe ging auf den Gipfel, von dem aus übrigens die Spitze des Mont Blanc sichtbar ist, und zählte bzw. versorgte auf ihrem Weg die Kühe. Vor allem aber baute sie weiter am Zaun. Diese Konstruktion aus Pfählen und Draht begrenzt die Weidefläche. Vor unserem Eintreffen arbeiteten die beiden Hirtinnen, täglich abwechselnd, bereits zweieinhalb Monate daran. Ich hatte den Luxus, mich nach dem Wetter richten zu können, sodass ich die regnerischen Tage am Herd mit weiteren Leseratten verbrachte.

Die Henne und ich

Dass an diesem Ort Perspektiven sichtbar werden, ist wohl nachvollziehbar. Vor allem die umtriebigen Menschen mit ihren lachenden, sonnengegerbten Gesichtern haben mich daran erinnert, dass andere Lebensentwürfe möglich sind. Den Rest des Jahres verbringt eine der beiden Hirtinnen etwa auf Reisen. Letztes Jahr zog sie mit zwei Eseln durch Marokko. Oder die Tochter der zweiten Hirtin, die mir mit ihren vier Jahren eine erstklassige Lehrstunde in Pflanzen- und Tierkunde erteilte. Lagerfeuerromantik inkl. französischer Chansons, gemeinsam musizieren und eine tote Kuh, die vom Hubschrauber abtransportiert wurde, hinten angestellt, war es neben Zwischenmenschlichem und der erbauenden Natur auch der Kontakt zu den Tieren, der innen drin etwas anregte. Besonders gefallen hat mir eine Henne, die immer ins Bett gebracht werden musste. Eines Abends fiel mir die Aufgabe zu. Ich konnte spüren, wie ich mich ganz dieser einen Sache widmete, behutsam und ruhig – im Alltag absolut die Ausnahme.

Zurück in der Stadt war ich überfordert mit dem Tempo des Lebens. Zwar hatte ich nun nicht das Gefühl, dass diese Lebensweisen mein Weg sein könnten, doch hat die Erfahrung mich gelehrt, dass alles ganz anders sein könnte. Einfach nur: prinzipiell. Als Conclusio kann somit Goethe stehen: „Man reist ja nicht, um anzukommen, sondern um zu reisen.“

Jennifer Brunner, MA
geboren 1987 in Bruck an der Mur,
Studium der Germanistik, Philo-
sophie und Sprachwissenschaft
an der Karl-Franzens-Universität
Graz. Seit 2012 Redaktionsmitglied
bei Denken+Glauben. Seit Herbst
2013 für die Öffentlichkeitsarbeit
in der Kath. Hochschulgemeinde
Graz verantwortlich. Entdeckt Graz
am liebsten laufend.



Foto©KK

Perspektive in der Malerei und im Leben

Der Künstler **Michael Triegel** spaltet seit einiger Zeit den deutschsprachigen Feuilleton.

Er malt seine Bilder in altmeisterlicher Lasurtechnik, die er an der Leipziger Kunstakademie gelernt hat und beschäftigt sich dazu noch mit klassischen Themen christlicher Ikonographie. Hochschulseelsorger **Alois Kölbl** hat mit ihm in Berlin über sein Verhältnis zur DDR, wo er seine Kindheit und Jugend verbracht hat, neue Perspektiven nach der politischen Wende und seine Auseinandersetzung mit dem Christentum gesprochen.



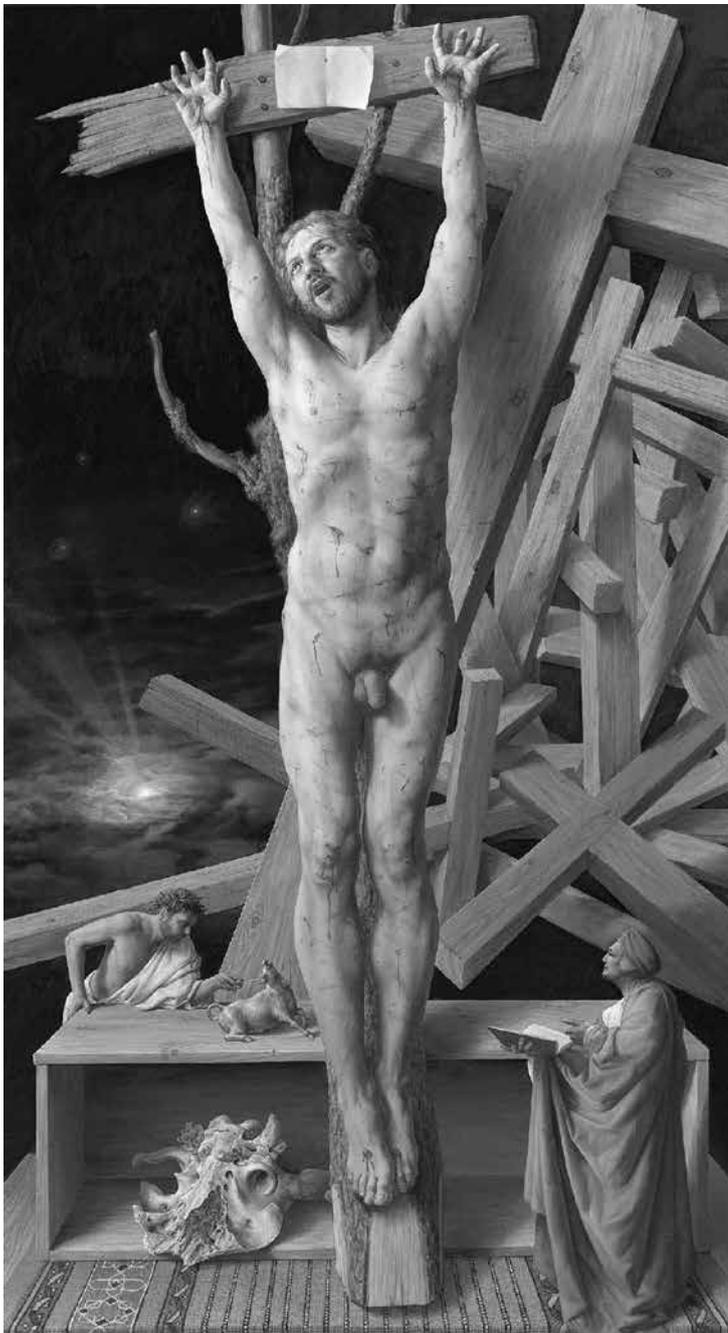
Michael Triegel „Deus absconditus“, 2013, Mischtechnik auf Maltafel, 160×62 cm.
Foto: Uri

Alois Kölbl: Beginnen wir in einem Heft, das den Titel „Perspektive“ trägt mit der Frage nach einem zentralen Mittel künstlerischer Gestaltung, das in den Abstraktionstendenzen der klassischen Moderne seine Bedeutung verloren zu haben scheint ...

Michael Triegel: Vorweg: Ich male figurlich, weil ich die Welt so wahrnehme, weil ich nicht von schwarzen Quadraten träume,

sondern von Menschen und Konstellationen. Da spielt die Perspektive natürlich eine ganz wesentliche Rolle. Letztlich geht es um die Verortung des Menschen. Ein Bild ist doch so etwas wie ein Fenster in die Welt bzw. ein Ausschnitt daraus. In der Renaissance wurde die künstlerische Frage nach der Perspektive auf geradezu wissenschaftliche Weise gestellt. In Raffaels berühmter Schule von Athen könnte man das sehr genau analysieren. Wenn ich an die Gestaltungsmodi

der Renaissance und des Manierismus anknüpfe, hat das natürlich neben den formalen auch inhaltliche Gründe. Aber ich breche das auch sehr bewusst, in meinen Bildern taucht auch die Bedeutungsperspektive des Mittelalters auf, wie etwa in der Gestalt Dante Alighieris unter dem Kreuz, oder auch mehrere Perspektiv-Ebenen. Und natürlich hat Perspektive auch mit dem realen Leben zu tun. Perspektive führt in den Raum und damit auch in die Zeit hinein. Insofern bietet



Michael Triegel. Karfreitag 1300. 2012.
Foto: Url

Perspektive immer auch einen Ausblick in die Zukunft, ist nicht nur Beschreibung des Hier und Jetzt, hat utopisches Potential. Das spielt in meinem persönlichen Leben auch eine große Rolle. Ich bin seit Ostern getauft, das war lange nur eine Perspektive, die jetzt aber nach Exerzitien mit dem Leipziger Hochschulpfarrer Realität geworden ist.

Sie sind in der DDR aufgewachsen und haben dort den Fall der Mauer erlebt. Was bedeutet für Sie Grenze?

Ich möchte nichts an meiner Biographie ungeschehen machen auch wenn es schöner gewesen wäre, wenn vieles anders gelaufen wäre. Andererseits hat es mir auch viel für das Leben mitgegeben. Ich war schon als Kind immer gezwungen mich mit Grenze auseinanderzusetzen. In der Schule sagte die Lehrerin bestimmte Dinge, und meine Eltern zu Hause sagten mir, dass nicht stimmt. Andererseits gab es Dinge, von denen meine Eltern mir sagten: Das darfst du in der Schule nicht sagen! Die

ideologische Grenze im Kopf war wesentlich problematischer als das räumliche Eingesperrtsein! Aber es ist ja auch so, dass gerade für Jugendliche im Verbotenen auch ein Reiz liegt, meine Begegnung mit der Bibel war letztlich auch davon mitbeeinflusst. Christentum war eben auch schlicht und einfach ein Gegenentwurf zu dem, was mich an der DDR störte.

Die Flucht aus der DDR war nie ein Thema für Sie?

Nach dem Abitur musste ich noch zum Militär, und ich hatte mit einem Freund vereinbart, wenn wir das Militär gut überstehen, dann machen wir einen Urlaub in Ungarn. Das war im Sommer 1989. Es war erstaunlich, dass wir damals noch ein Ausreisevisum bekamen, weil es ja schon viele Flüchtlinge über Ungarn gab. Ich hatte damals schon sicher einen Studienplatz für Malerei und Grafik, und der DDR-Obrigkeit war es wahrscheinlich ohnehin egal, ob ein Künstler mehr oder weniger im Land ist. Mein Freund war Katholik und hatte einen Medizinstudienplatz. Für ihn hatte sich der damalige Berliner Erzbischof Meisner eingesetzt, weil es sehr schwierig war einen Platz zu bekommen, und man wäre vermutlich auch in seinem Fall ganz froh gewesen, wenn er nicht zurückgekommen wäre. Wir fuhren zu Freunden meiner Eltern nach Ungarn, und die boten sofort an uns an eine Stelle zu bringen, wo die Grenze offen wäre. Sie waren ganz sicher, dass wir nach Ungarn gekommen seien um über Österreich in die Bundesrepublik Deutschland auszureisen und waren vollkommen überrascht als ich ihnen sagte, dass wir das nicht wollten. Mir war ganz klar: Das, was ich lernen wollte, die Malerei, die ich studieren wollte, das kann ich nur in Leipzig machen. In dieser Qualität war das damals woanders nicht möglich. Ich dachte mir damals, dass ich nach dem Studium immer noch weggehen könnte, wenn die DDR dann immer noch so unerträglich wäre. Ich musste nach der Rückkehr noch ein Jahr arbeiten und fing dann mit dem Studium in Leipzig an. Was ich in meiner Zeit in der DDR also wirklich gelernt hatte, war mit Grenzen umzugehen. Man musste sich schlicht



Michael Triegel, geboren 1968 in Erfurt. Arbeit als Schrift- und Grafikmaler. 1990–1995 Studium an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig. 1996 Deutscher Kunstpreis der Volks- und Raiffeisenbanken, 1999 Helen-Abbott-Förderpreis. 2009 Kulturpreis Kunst und Ethos vom Verlag Schnell und Steiner. 2010 malte Michael Triegel ein vieldiskutiertes Portrait von Papst Benedikt XVI. In der Osternacht 2014 von Bischof Heiner Koch in der Dresdner Hofkirche getauft. Foto: Kölbl

und einfach positionieren und konnte sich nicht herumdrücken. Und ich suchte mir meine Freiheit im Geist, in der Literatur und beim Malen.

Wie war das nach der Wende? Welche neuen Perspektiven waren für Sie die entscheidenden?

Da war an erster Stelle natürlich das Reisen! Ich hatte 1000 Mark von Tanten und Onkeln geschenkt bekommen noch vor der Währungsunion und konnte endlich Italien, mein geliebtes Arkadien besuchen. Goethes Italienische Reise war für mich die Lektüre meiner Jugend. Ich hatte aber auch die Angst, dass die Sehnsucht, die ich da in mir aufgebaut hatte in der Wirklichkeit gar keine Entsprechung haben könnte. Da war also auch Angst vor einer großen Enttäuschung. Das war aber überhaupt nicht der Fall! Ganz im Gegenteil! Ich war begeistert von den Kunstwerken, vor allem den Altarbildern, die in Rom nicht museal aufbewahrt werden, sondern noch an den Orten hängen, für die sie gemalt wurden. Das war wahrscheinlich sogar das entscheidendste Erlebnis für mich. Caravaggio kann man in der Berliner Gemäldegalerie an der bordeauxfarbenen Wand schon ganz schön finden, aber in der Kapelle in San Luigi dei Francesi ist das doch noch einmal etwas ganz anderes! Man spürt nur dort, dass das Bild neben der ästhetischen noch

eine andere Funktion hatte. Und nur dort wird auch erfahrbar, dass der Künstler auf geniale Weise die Lichtsituation vor Ort ins Bild hinein übernommen hat, d.h. dass der reale Lebensraum des Betrachters mit dem Bildraum korreliert, also das Bild mit dem Betrachter direkt zu tun hat. Und es hat mich auch sehr berührt, dass die Kirchenräume mit Leben erfüllt waren, Taufen, Messen und Beerdigungsfeiern stattfanden. Ich hatte Religion zwar schon zu DDR-Zeiten als ästhetischen Akt erlebt, etwa die ökumenische Martinsfeier in Erfurt, die mich als Kind unglaublich beeindruckt hatte. Als ich älter wurde, habe ich mir dann auch die Frage gestellt, was ein ästhetisches Erlebnis, das mich so sehr berührt, für eine Bedeutung haben könnte. Es geht ja nicht nur um die äußere Form, sie transportiert ja auch einen Inhalt. Dieser Aspekt begegnete mir dann besonders intensiv in der römischen Barockkirche Il Gesu, wo ich plötzlich das Gefühl hatte, dass ich eigentlich in diesem großartigen Raum einen Kniefall machen müsste, gleichzeitig aber wusste, dass das nicht geht, weil ich ja gar nicht daran glaube, wofür sie gebaut ist. Ich habe mir aber sehr intensiv die Frage gestellt: Warum geht dich diese Form so sehr an? Hast du die Sehnsucht und die Hoffnung, dass diese Form vielleicht doch noch etwas transportiert, oder bist du gezwungen, dass du da, wo die Form leer geworden bist, selbst neue

Inhalte finden musst. – Und ich konnte mich frei entscheiden konnte, eine damals für mich unglaubliche Erfahrung!

Inzwischen malen Sie sogar Altarbilder. Kritiker werfen Ihnen vor, Inhalte und Form Ihrer Bilder seien unzeitgemäß. Konservative Traditionalisten finden sich in der altmeisterlichen Maltechnik Ihrer Bilder wieder. Wie sehen Sie sich selbst als Künstler?

Um meine Bilder zu verstehen muss man die Brechungen in ihnen wahrnehmen. Ich lebe im Hier und Heute und stelle mir also die Fragen, die das Leben stellt: Wie gehe ich um mit der Einsamkeit, mit der Liebe, mit dem Verrat, der Angst vor dem Tod, mit den Sehnsüchten und den Zweifeln. Dafür versuche ich eine Formensprache zu finden, die Dichotomie zwischen „figurativ“ und „abstrakt“ greift da viel zu kurz. Ich mache das natürlich anders als es der Expressionismus oder die abstrakte Malerei gemacht haben, aber durchaus in einem Stil, der gerade deswegen als etwas Neues wahrgenommen werden kann, weil er so vollkommen vergessen war. Im Übrigen: Wenn die allerspäteste Spätmoderne in der Kirche aufgeköchelt wird, gewinnt man doch auch niemanden! Die Herausforderung wäre doch die alten Inhalte neu zu befragen, ob sie heute noch tragen können und nicht formal Barlach oder Haeckel, die in ihrer Zeit natürlich gut waren, neu aufzukochen.

Liebe? Eine Skizze

Irdisches und Geistiges

Nicht zufällig gehören im Deutschen die Wörter Leib, Leben, Liebe zum selben Wortstamm lb-. Aber in einer hochsexualisierten Gesellschaft ist die den ganzen Leib, das ganze Leben umfassende Kraft der Liebe nicht mehr durchsichtig.

Von Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz



Zwei Hände berühren sich im Video des Künstlers Christian KRI Kammerhofer. hAnd (videostills). 2011. Foto: Kammerhofer

Schon der Ausdruck „Geschlechtsverkehr“ klingt nach einer Mechanik der Körperteile; Liebe ist aber mehr als Begegnung von Unterleib mit Unterleib. Mit dieser Behauptung ist keineswegs das Gewicht auf eine „unkörperliche“ Liebe gelegt, doch entspricht es einer kulturell übergreifenden Erfahrung, daß Liebe mit einer (überwiegenden) Verkürzung auf Sex erst gar nicht entsteht oder rasch erlischt. Die Erfahrung umfassender Liebe ist sogar eine Heilung von der Besessenheit durch Sex – eben dies zeigt das Eintauchen in gewaltige erotische Texte der Dichtung, der Philosophie, der Mystik. Liebende erleben dabei ein Ganzwerden – obwohl, nein weil sich Leib und Seele an den Geliebten, die Geliebte verlieren. Es ist sogar denkbar sich so an Gott zu verlieren. Kostbare Texte der Mystik zeigen die Sehnsucht nach einem solchen Verlust und dabei die Seligkeit unerhörten Gewinns. Dann wird auch Religion zur Sprache der Leidenschaft.

Eros oder Amor, die große ganze Liebe, die ganz große Liebe ist der Überstieg ins Andere, Göttliche schlechthin. Irdisches und Geistiges sind darin zusammengebunden, das Sinnlich-Endliche und die Ekstase.

Der dämonische Eros

Aber es gibt eine zweite Seite des Eros. „Man erzählt sich viel von der Liebe, aber selten davon, wie sie wirklich ist. Sie ist Wildheit im Blut, Schmerz in den Knochen, Gier und Verzweiflung. Sie ist Durst bei Nacht, brennend wie ungelöschter Kalk am Tag. Sie bedeutet, einen Dorn im Herzen zu spüren, eine Blutspur zu hinterlassen, wo man geht.“ So weiß es der keltische Mythos von dem alten König, der die schöne Deirdre verfolgt und tötet, weil sie ihn flieht. Das Tödliche, das Böse des Eros fürchtete auch die griechische Welt: ‚Oh, sieh einmal! Welch schöner Vogel! Sieh einmal! O fang ich diesen Vogel doch!‘ Der Alte sprach: ‚Ach fang ihn nicht, Den bösen Vogel! fang ihn nicht! Beglückt ist der, der ihn nicht fängt! Er tötet jeden, der ihn fängt!‘“ So sind beide Seiten der Liebe zu betrachten, um nicht ins Romantische und Halbwahre abzugleiten.

Die große Verwechslung

Daher ist es eine Unterbestimmung der Liebe, wenn sie sich leichtthin weggibt, wenn Sex sich an die Stelle von Eros setzt. Die großen Erotiker quer durch die Jahrhunderte

wissen (leidvoll) von dieser folgenschweren Verwechslung. „Aber junge Menschen, die sich lieb haben, werfen sich einander hin in der Hast und Ungeduld ihrer Leidenschaft, und sie merken gar nicht, welchen Mangel an Schätzung in dieser unaufgeräumten Hingabe liegt, merken es erst mit Staunen und Unwillen an dem Zerwürfnis, das aus dieser Unordnung zwischen ihnen entsteht (...) Liebe ernst nehmen und leiden, und wie eine Arbeit lernen, das ist es, was jungen Menschen not tut.“ (Rilke)

Der große Gestus der Liebe

Wenn das Christentum für die Zukunft eine Bedeutung behalten soll, dann wohl in der Form, daß es die *memoria* an die Liebe offenhält – präziser formuliert: daß es die *memoria* an die Gesamtgestalt des Eros offenhält. Um den Eros nicht zu töten in seiner gesamten Spannung von der Leiblichkeit, über die große *philia*, die Freundschaft im Blick auf ein gemeinsames Ziel, bis hin zur einzigen Liebe/*agape*, selbst in der Gestalt der Preisgabe und des Schmerzes, bedarf es wohl des ganz großen Gestus, den die Bibel hat. Die biblische „Erotik“ umfaßt viele kulturelle Erfahrungen – bis zur Vollgestalt des erotischen Reifens. Ob die kirchlichen Dokumente das für das Alltagsverständnis genügend klarmachen, bleibt eine Frage. Aber daß in der Tiefe des jüdisch-christlichen Gedächtnisses, in seiner besten Überlieferung, die Liebe nicht verstümmelt, sondern ins Göttlich-Große geöffnet ist, sei hier behauptet.

Was daran hoffentlich verständlich wird, ist, daß Liebe nicht eine Frage der aufgeklärten Moral und der sexuellen Revolution ist. Wer sichert die Spannung des Erotischen? Wer sichert das Ungesicherte, wenigstens von den Bedingungen her, zwischen Selbstgewinn und Selbstverlust? Offensichtlich ist der Grundgestus der *agape* menschlich nicht allein zu leisten, weil er wesentlich auch eine Überforderung darstellt. Wer will sich schon gerne verlieren und nicht vielmehr gewinnen im Lieben? Wenn die religiösen Kulturen im heutigen Bewußtsein abhanden kommen (und hier sind Judentum und Christentum gemeinsam gemeint), in denen dieser riesige Gestus des Liebens und Leidens von Gott selbst vollzogen wird, wieviel gelingt eigentlich noch am Hingeben und Weggeben der Liebe? Kommt es nicht in der Folge zu einem Mord am Eros?

Der scharfzüngige Verdacht Nietzsches lautet: Das Christentum habe dem Eros Gift zu trinken gegeben; er sei zwar nicht daran gestorben, aber zum Laster entartet. Heute ist gegen Nietzsche zu formulieren, daß es der Instant-Sex ist, die Verflachung zur ungöttlichen Banalität, die dem Eros Gift zu trinken gegeben hat. An die Stelle einer morbiden Prüderie ist die Erledigung des Eros mit anderen Mitteln getreten: durch Übersättigung mit gleichgültigem Sex. Nach Sybille Lewitscharoff hat die Angleichung der Geschlechter einen seltsamen „Verbleichungsvorgang des Begehrens“ in

Gang gebracht, und die Kunst hätte einzuspringen, um die Erinnerung an das Elementare wachzuhalten. Vielmehr noch: Das biblische Gedächtnis hätte einzuspringen.

Deus caritas est, überschrieb Benedikt XVI. seine erste Enzyklika. Und was niemand vorhersah: Er hat beide Arten von Liebe ins Gespräch gebracht, die irdische und die himmlische Liebe. Überraschend fügt er Eros und Agape zusammen, denn die Liebe, jene aus der Natur, die von unten stammt und von sich aus irgehen oder zu früh enden kann, wird durch die Liebe von oben gehalten, geleitet, geheiligt: im Sakrament. Und die Liebe von oben, die göttliche Liebe selbst, ist „abgestiegen“ in die nächtlichen Gassen des Menschlichen, so im Hohenlied, um es einzuholen. Göttlicher *descensus* und menschlicher *transcensus* der Liebeserfahrung fügen sich – gegen den Un-Fug aller möglichen Entzweigungen – zur Einheit.

Man kann der gegenwärtigen Kultur nur wünschen, Leib und Leben nicht zu verkürzen: den Leib nicht auf den „gegenderten“ Körper, das Leben nicht auf Eruptionen von Sex. Vielmehr ist (wieder) eine umfassende Ökologie der Liebe zu entwerfen, um wenigstens von ferne den Saum einer vollen erotischen Erfahrung zu berühren.

GRENZEN DER LIEBE?

Vortrag und Diskussion mit

Prof.ⁱⁿ Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Auftaktveranstaltung zum diözesanen „Jahr der Liebe“

Moderation: **Dir. Dr. Christian Lager**,

Krankenhaus der Grazer Elisabethinen

DO 4. DEZ, 19:00

QL-Vortragssaal, Leechgasse 24/I. Stock, 8010 Graz



Foto: Burkard

Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, geboren 1945 in Oberwappenöst/Deutschland. Studium der Philosophie, Germanistik und Politischen Wissenschaften in München und Heidelberg. Habilitation 1979. 1993–2011 Lehrstuhlinhaberin für Religionsphilosophie und vergleichende Religionswissenschaft an der Technischen Universität Dresden. Sie leitet das „Europäische Institut für Philosophie und Religion“ an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benedikt XVI. in Heiligenkreuz bei Wien. Mitherausgeberin der Werksausgabe von Edith Stein.

Globale Perspektiven

Seit 1964 ist das Afro-Asiatische-Institut ein internationales Laboratorium in der Diözese Graz-Seckau. Aus Anlass seines **fünfzigjährigen Bestehens interviewte Institutsleiterin Dr.ⁱⁿ Claudia Unger Alt-Landeshauptmann Dr. Josef Krainer**, der an der Gründung maßgeblich mitwirkte.



Foto: cp-pictures

Sehr geehrter Herr Landeshauptmann, das AAI feiert in diesem Jahr sein 50jähriges Bestehen. Vieles von dem, was das Haus seit seiner Gründung maßgeblich ausmacht, erweist sich seit Langem als richtungsweisend und wichtig für gesellschaftliche Prozesse, z.B. die interkulturellen und -religiösen Bemühungen oder die gelebte Solidarität durch das Zusammenleben verschiedener Kulturen. Sie waren eine der wichtigsten Personen am Beginn des AAI und haben es dementsprechend mitgeprägt. Welche Erinnerungen haben Sie an den Entstehungsprozess, die Erwartungen der Verantwortlichen?

Dr. Josef Krainer: Wir waren damals junge Leute – ich war von 1956 bis 1962

Generalsekretär in der Katholischen Aktion – und das Phänomen der Weltkirche ist in dieser Zeit auch bei uns heimisch geworden. Damit ist ebenso das Bewusstsein hinsichtlich der sogenannten Entwicklungsländer zum Thema geworden, auch für mich persönlich. Mit meinem Vorgänger in der KA, Präsident Prof. Max Pietsch und anderen habe ich mich mit diesen Fragen auseinandergesetzt und versucht, einiges umzusetzen. Anfang der 60er Jahre kam Frau Dr.ⁱⁿ Magarethe Ottilinger zu mir mit der Idee, in Graz ein Afro-Asiatisches Institut zu errichten. Ich habe sie unterstützt und den Kontakt zu Bischof Dr. Schoiswohl, dem Landeshauptmann Dr. hc. Ökonometrat Josef Krainer sen., meinem Vater,

und später zum damaligen Hochschulseelsorger Dr. Egon Kapellari hergestellt. Frau Dr.ⁱⁿ Ottilinger war eine unglaubliche Person, die selbst ein tragisches Schicksal durchlebt hat. Als Sekretärin des damaligen Ministers Dr. Krauland wurde sie auf einer Dienstreise an der Demarkationslinie zwischen der amerikanischen und russischen Zone verhaftet, trotz aller Bemühungen eingesperrt und später in die Sowjetunion deportiert, wo sie jahrelang in Lagerhaft war und schwere Handarbeit verrichten musste. Zurückgekehrt nach Österreich hat sie bei der OMV eine großartige Karriere gemacht und nicht zuletzt ihre Position genutzt, um Netzwerke für die Idee der Völkerverständigung zu begründen – angesichts ihrer

Lebensgeschichte unglaublich – jedoch christlich motiviert. Daraus entstand ihre Idee des Afro-Asiatischen Instituts – zunächst in Wien mit dem damaligen Hochschulseelsorger Dr. Strobl, dann auch in Graz.

Sie haben im AAI die unterschiedlichsten Leute kennen gelernt bzw. gekannt. Welche persönlich wichtigen Begegnungen verbinden Sie mit dem AAI?

Hier war natürlich Egon Kapellari eine entscheidende Persönlichkeit, der durch Intellektualität, eine große Frömmigkeit und einen Blick auf die Weltkirche, den wir teilten, auffiel. Daneben haben die Präsidenten Dr. Max Albecker und Dr. Wisiak wichtige Weichen für den Bau des AAI gleich neben der KHG gestellt und einen kostengünstigen Bau ermöglicht. Besonders ist mir auch Dr. Hans Widrich, der erste AAI-Leiter und spätere Pressesprecher der Salzburger Festspiele, in bester Erinnerung. Mein Freund, Dr. Gerhard Hirschmann, war sein ebenso sehr erfolgreicher Nachfolger.

Die Gründung in den 60er Jahren fand in einer Aufbruchsstimmung statt: US-Präsident John F. Kennedy, das II. Vatikanische Konzil, Studierendenproteste in vielen Ländern. Politik war auch auf regionaler Ebene geprägt von Reformlust und Gestaltungswillen, deshalb auch attraktiv für veränderungsfreudige, kritische junge Menschen. Was erwartete man sich von so starken Impulsen für Völkerverständigung wie dem AAI?

Es ging uns erstaunlicherweise in erster Linie nicht um eine kleinkarierte politische Vorstellung, sondern um eine wirklich globale Frage auch der Integration, um die Öffnung einer provinziellen Werthaltung hin zur Weltoffenheit. Das Christentum war der entscheidende Bezugspunkt, doch wir waren nicht auf das Katholische allein zentriert, sondern auch interessiert an der Verschiedenheit und am interkulturellen Austausch. Es ging auch darum, über unser Land und Europa hinaus die ganze Welt zu sehen – insofern spielte auch die Weltpolitik natürlich eine Rolle.

Studierende aus aller Welt beleben das AAI seit 50 Jahren im wahrsten Sinn des Wortes. Sie verbringen einige Jahre für ihr Studium hier, zugleich aber auch Lebenszeit, in der sie Graz und die Steiermark „bewohnen“. Sie selbst haben ebenfalls im Ausland studiert und auch in Graz die Studierendenszene wahrgenommen. Wie schätzen Sie den Wert dieser Erfahrung des Auslandsaufenthaltes für junge Menschen ein?

Das können nur die heutigen Studenten genau beantworten, ich bin allerdings sicher, dass der Geist, der damals herrschte, sie in ihrem weiteren Leben begleitet hat. Innerhalb des katholischen Lagers herrschte große Zustimmung für die Idee des AAI, und die kritischen Köpfe wie Hans Widrich, Gerhard Hirschmann, Peter Pritz und andere haben einen interkulturellen Austausch gefördert. Man betrachtete die Inhalte als wichtigste Aufgabe auch aufgrund des neuen Weltbewusstseins, das aus dem Konzil entstanden war.

Wie schätzen Sie vor dem Hintergrund der aktuellen globalen Entwicklungen, die viele Konflikte und Bedrohungen beinhalten, die politische Lage – global und regional – ein? Welche (gesellschafts-)politische Rolle kommt Institutionen wie dem AAI zu, die diese vertreten?

Pädagogische Institutionen, wie es das AAI ja gewissermaßen auch ist, müssen sich positiv einbringen. Die richtige Einordnung der europäischen Geschichte ist genauso wichtig für eine seriöse Beurteilung wie die Bereitschaft zur Objektivität. Bei Konflikten, wie es sie momentan gibt, sollte man immer mitbedenken, wie sie entstanden sind und was die Menschen erlebt haben. Im aktuellen Syrienkonflikt muss ich allerdings feststellen, dass die Beteiligten ein unfassbares Maß an Gewalt und Hetze zeigen, wie das Beispiel des jungen Djihadisten aus Wien gerade beweist. Man muss die Vorgänge jeweils genau betrachten und sorgfältig beurteilen. Das Werben um Verständnis und

Kenntnis der Entwicklungen ist sehr wichtig, besonders wichtig noch einmal der Versuch der Objektivität.

Sind also Instrumente zur Meinungsbildung, Informationsweitergabe und Dialog auch in Zukunft die wichtigsten Aufgaben des AAI?

Genau das.

Sehr geehrter Herr Dr. Krainer, ich danke für das Gespräch.



Foto: cp-pictures

Landeshauptmann a.D. Dr. Josef Krainer, geboren 1930 in Graz. Der Jurist war während des Studiums je ein Jahr in Georgia/USA sowie Bologna und nach der Tätigkeit als Assistent an der Karl-Franzens-Universität Graz von 1956-1962 als Generalsekretär der Katholischen Aktion in der Steiermark tätig, danach Bauernbunddirektor, Nationalratsabgeordneter und Landesrat. Von 1980 -1996 war er steirischer Landeshauptmann. Während seiner Zeit als Generalsekretär der KA war er maßgeblich an der Gründung des AAI beteiligt und später im Kuratorium tätig.



Foto: AAI

Dr.ⁱⁿ Claudia Unger, geboren 1973 in Graz. Seit 2010 Leiterin des Afro-Asiatischen Instituts, davor u.a. gesellschaftspolitische Referentin im Bildungshaus Mariatrost. Studium der Germanistik und Geschichte sowie DaF. U.a. Mitglied im Menschenrechtsbeirat der Stadt Graz und in mehreren Sozialprojekten in Österreich und Kuba engagiert.

25 Jahre Mauerfall: Perspektiven der Freiheit

Ein Vierteljahrhundert nach dem Mauerfall hat sich im wirtschaftlich noch rückständigen Osten Deutschlands der Optimismus des Umbruchjahres 1989 weitgehend verflüchtigt. Dennoch scheinen die Menschen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR eine Freiheitsperspektive aufrecht zu erhalten, die sich der westlich-marktliberalen Wahrnehmung entzieht.

Von Florian Traussnig

Leicht verdauliche Mediendramen rund um den Mauerfall

Wer eine Vorliebe für TV-Dokumentationen à la *ZDF-History* hat, der wurde in den letzten zwei, drei Jahren mit Beiträgen über das Endstadium der DDR reichlich versorgt. In unzähligen Wiederholungen und Loops thematisieren solche populärwissenschaftlich aufbereiteten und auf biographische Zuspitzung setzenden Sendungen historisch markante Wegmarken einer Nation, die sich scheinbar unaufhaltsam von der Diktatur des real existierenden Sozialismus in Richtung kapitalistische Demokratie bewegte. Eine Reihe von ikonischen Szenen und Ereignissen werden hier ohne Unterlass wiedergekaut: von den Montagsdemonstrationen der Regimegegner in Leipzig, über die DDR-Flüchtlinge in der Prager Botschaft und die heroischen Tunnelgräber in Ostberlin, bis zu den holzschnittartig dargestellten Stasi-Beamten in ihren finsternen Archiven, ist für die Seherinnen und Seher alles dabei, was gemeinhin mit der moribunden DDR der späten 80er Jahre assoziiert wird. Aber auch kapitalismuskritische (N-)Ostalgie und das von mehr oder weniger prominenten Ex-DDR-Bürgern schwelgerisch vorgetragene Lamento über das durch die deutsche Wiedervereinigung erzwungene Verschwinden des ostdeutschen Gemüseklassikers „Spreewaldgurken“ finden zur Auflockerung ihren Platz. Und irgendwo in diesem einerseits schicksalsschweren, andererseits jeglicher Komplexität beraubten und leicht verdaulichen Bildschirmdrama tauchen sie immer wieder auf: die tanzenenden, sich umarmenden Menschen auf der zerbröselnden Berliner Mauer, die Feuerwerke, die Freudentränen des 9.



Reste der Berliner Mauer am ehemaligen „Checkpoint Charlie“ Foto: Kölbl

November 1989. Ein Land schreitet quasi in einer Nacht vom Dunkel ins Licht. Alles ist gut, alles wird gut, alles live bzw. aus heutiger Sicht alles in der Doku-Endlosschleife vor dem Bildschirm. Hätte es an diesem epochalen Novemberabend schon die Segnungen des Internets gegeben, der aus der Sportberichterstattung stammende *Liveticker* hätte weltweit die Mediennutzer gewiss über alles in Kenntnis gesetzt: über den schrittweise erkämpften Sieg des Westens über die kommunistische Despotie, über die von der *Zivilgesellschaft* erzielten Fortschritte bei der Mauerdemontage,

die das Ende der politischen Entität DDR einläuterten. Mitsamt sekundengenaue Zeitangabe und Status-Update. Wie bei einem Fußballmatch.

Perspektiven vor und nach dem 9. November 1989

Egal, wie man zur oben beschriebenen massenmedialen Vermittlung der geschichtlichen Vorgänge rund um den Mauerfall steht, eines ist gewiss – in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1989 eröffneten sich für hunderttausende Menschen, die auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs lebten, unglaubliche Perspektiven. Perspektiven und Hoffnungen, die ein Vierteljahrhundert später oft Enttäuschung und Resignation Platz gemacht haben. Das wiedervereinigte Deutschland ist zwar wirtschaftlich eine Großmacht und in der EU ein hegemonialer Player, aber in den östlichen Bundesländern gibt es große strukturelle Probleme: So berichtete der *Spiegel* im September 2014, dass die ostdeutsche Wirtschaft dem Westen noch immer weit hinterherhinkt. Vielerorts trifft man auf endemische Arbeitslosigkeit, grassierenden Rechtsextremismus, Landflucht und andere Problemfelder, die kaum lösbar scheinen. Im gleichen Beitrag berichtet der *Spiegel* aber auch darüber, dass laut einer Umfrage rund 75% der Ostdeutschen die Wiedervereinigung aus heutiger Sicht positiv bewerten. Mit harten ökonomischen Fakten und klassischen Wohlstandsindikatoren scheint mir diese hohe Zustimmung nicht erklärbar zu sein.

Die positive Einstellung, die im Herbst 2014 die große Bevölkerungsmehrheit der neuen Bundesländer zur deutschen Wiedervereinigung an den Tag legte, muss man wohl an anderen Faktoren festmachen. An welchen? Nun, die mit rund 75% Zustimmungsrate auffallend starke Bejahung der deutschen Einheit in der ehemaligen DDR (in Westdeutschland sahen laut der erwähnten Umfrage nur knapp die Hälfte der Befragten die Wiedervereinigung eher vor- als nachteilhaft) hat stark mit immateriellen Motiven zu tun. Die am lohnendsten scheinende Perspektive der Demokratiebewegung in der DDR von 1989, sie war im Kern dieselbe wie jene des Jahres 2014: es ging, es geht um persönliche Freiheit. Die Freiheit, einen deftigen und politisch brisanten Leserbrief zu schreiben, ohne Angst vor Pressionen des Staats zu haben. Die Freiheit, morgen die „West-Cousine“ in Frankfurt zu besuchen, wenn einem gerade danach ist. Der zu derber Sprache neigende, aber zu luzider Satire fähige Cartoonist Walter Moers hat einer seiner Figuren einmal folgende Aussage in den Mund gelegt, als diese gerade mit ihrer westdeutschen Familie die Grenze von der BRD zur DDR überschreiten wollte: „He, Stasi-Scherge! Wir haben eine dringende Kokain-Lieferung für das Junkie-Kombinat ‚Rosa Luxemburg‘ an Bord! Also mach‘ hin!“ In Moers' Buch reagierte der angesprochene ostdeutsche Grenzbeamte eher humorlos auf den spöttischen Provokateur und zeigte

damit die Hilflosigkeit einer Diktatur im Angesicht von solch scharfsinnigen Angriffen auf: Der Spötter und seine Familie wurden vom Fleck weg arretiert und erhielten einen gar unerwarteten „Einblick in die Innenarchitektur kommunistischer Profanbauten“. Die von Moers geschilderte Szene ist gewiss satirisch überzeichnet, aber sie stellt für die 80er-Jahre beileibe kein unrealistisches Szenario dar. Heute hingegen darf man in West wie Ost über derartige Aussagen offen lachen, sie noch weiter politisieren oder mit subversiven, grotesken, geschmacklosen, absurden Zügen versehen und im Internet viral verbreiten. Alles kein Problem mehr. Anything goes.

Freiheit ist nicht gleich Freiheit

Nährte sich die ostdeutsche 89er-Perspektive wirklich so sehr aus Idealismus und Freiheitsliebe? Den DDR-Bürgern, die an diesem 9. November auf der Berliner Mauer standen, ging es zweifellos auch um einen besseren Lebensstandard, um ein Ankommen im mitteleuropäischen Wohlstand. Doch die Aussicht auf volle Supermarktregale und die Möglichkeit, dort zwischen 34 verschiedenen Joghurtprodukten wählen zu können, war wohl kaum *das* handlungsleitende Motiv für sie. Im Gegensatz zu zahlreichen Westdeutschen, die gesättigt und an die an die Demokratie seit Jahrzehnten gewöhnt, dem kalten Effizienzdenken des kapitalistischen „market state“-Modells (Philip Bobbit) verhaftet sind, war und ist die Perspektive der meisten Ostdeutschen eine Perspektive der persönlichen Freiheit. Heute, ein Vierteljahrhundert nach dem Mauerfall, hat sich im wirtschaftlich nachhinkenden Osten der utopische Elan von 1989 längst verflüchtigt. Die weiterhin bestehende Aussicht auf die vom Staat gewährleistete Wahrung der persönlichen Freiheit der Bürgerinnen und Bürger wird dort aber offensichtlich nach wie vor als hoher Wert geschätzt. Eine Perspektive, die beeindruckt.



Foto: privat

Dr. Florian Traussnig, geboren 1979 in Klagenfurt. Kaufmännische Lehre und Reifeprüfung im zweiten Bildungsweg, Lehramtsstudium in Geschichte und Italienisch in Graz und Bologna. 2013 Promotion über exilösterreichische Beiträge zur US-Propaganda im Zweiten Weltkrieg. Seit 2011 Redakteur von *Denken+Glauben*, interimistischer KHG-Bildungsreferent. Seit Oktober 2014 Projektkoordinator des *Diözesanen Wegs* der Diözese Graz-Seckau für den Bereich Kunst und Ausstellungen.

Über Freiheit, Gewalt und Religion

Ein Essay. Seit Wochen wird in den Medien von dem berichtet, was in Syrien und im Irak passiert. Tausende Menschen sind auf der Flucht. **Von Bruno Almer**



Wendelin Pressl. „Paradise Lost“.
Installationsansicht Allmende Leech. 2011. Foto: Kölbl

Es ist nicht nur ein Wettlauf gegen die Zeit, sondern vor allem ein Wettlauf gegen den unmenschlichen Versuch, ganze Menschengruppen zu ermorden. Angesichts dessen stelle ich mir immer öfter die Frage: Was hat die Freiheit aus den Menschen gemacht und was hat der Mensch aus der Freiheit gemacht?

Die Freiheit ist, christlich gesprochen, das größte Geschenk, das Gott der Menschheit bei der Schöpfung gemacht hat. Gott, der neben sich Raum lässt und Neues schöpferisch hervorbringt, schuf den Menschen nach seinem Ebenbild, ihm ähnlich. Von der ganzen Schöpfung wurde gesagt, dass sie gut war. Und was tun manche Menschen? Sie verwenden ihre von Gott geschenkte Freiheit, nicht um die Welt kreativ zu gestalten, sondern destruktiv mit ihr und den Menschen umzugehen. Freiheit muss immer in Beziehung zur Freiheit der anderen verstanden werden. Die eigene Freiheit endet dort, wo sie an die Freiheit anderer stößt. Deshalb bedarf es auch der Vernunft, die es vermag, die eigene Freiheit dort zu begrenzen, wo sie beginnt, die Freiheit anderer einzuschränken. Nachrichten, wie jene aus Irak oder Syrien, in denen vom Völkermord berichtet wurde, beweisen mir sehr deutlich, dass die Freiheit des Menschen nicht nur das größte Geschenk an ihn ist, sondern auch das gefährlichste.

Wieder einmal wird mir bewusst, was Ursünde meint, die im Buch Genesis des Alten Testaments zu finden ist. Dort heißt es ja – ohne den Text wörtlich nehmen zu wollen –, dass der Mensch, nachdem er vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse gegessen hatte, von dem Gott ihm aber zu essen verbot, erkannte, dass er gesündigt hatte. Wenn aber vorher von der ganzen Schöpfung gesagt wurde, dass Gott sah, dass alles gut war, dann konnte der Mensch, der zuerst nur das Gute kannte, auch erst durch seine eigene, aus Freiheit getroffene Entscheidung erkennen, was der

Unterschied zwischen Gut und Böse ist: weil er sich selbst für das andere, das Nicht-Gute entschieden hatte. Sünde meint in diesem Zusammenhang einen Missbrauch der uns von Gott geschenkten Freiheit, weil sie die Grenze vor der Freiheit des Nächsten missachtet. Durch diesen Missbrauch der Freiheit maßt sich der Mensch Macht an, die bis zur Macht über Leben und Tod des anderen gehen kann.

Viele Menschen glauben, dass die Gewalt, wie sie im Irak und anderswo auftritt, mit der Religion zu tun hat. Es stimmt, dass im Islam Religion und Politik eng miteinander verbunden sind, enger als im Judentum und im Christentum. Es wäre aber äußerst oberflächlich daraus abzuleiten, dass jede Religion per se (mit dem Hinweis auf Missionierung oder ähnliches) Gewaltpotential birgt. Auch aus der Geschichte des Christentums wissen wir, dass vieles eine menschliche Auslegung des göttlichen Gebotes, aber niemals Auftrag Gottes zur Gewalt war (vgl. Kreuzzüge ...). Gerade in Syrien und im Irak wird deutlich, dass Religion dazu missbraucht werden kann, Gewalt zu legitimieren, indem sie als von Gott gewollt dargestellt wird, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Wer genauer hinschaut, wird erkennen, dass die meisten religiös motivierten Attentäter die Heiligen Schriften ihrer Religion meist nur selektiv lesen, ohne das gesamte Gottes- und Menschenbild wahrzunehmen. Wer die Heiligen Schriften als Ganzes liest, der findet in allen drei monotheistischen Religionen einen Gott, der auch und in erster Linie als barmherziger Gott erkannt wird. Daher ist es nicht die Religion oder gar Gott selbst, die zur Gewalt aufrufen. Es ist der Mensch selber, der – in der Geschichte wie auch heute – die Religion für seine eigensüchtigen Zwecke missbraucht und meint, durch sie die Freiheit zu haben, über Leben und Tod anderer Menschen verfügen zu können.



Mag. Bruno Almer,
geboren 1988 in Graz, Theologie-
studium an der Karl-Franzens-
Universität Graz. Zeremoniär von
Bischof Dr. Egon Kapellari und
Referent für Liturgie & Sakramente
im Bischöflichen Pastoralamt.

Foto: Neuhold

Blicke nach draußen

Realitätsnahe Geschichten bewegen besonders, aber Objektivität bleibt ein Mythos.
Von Harald Koberg

Wer heute noch glaubt, der Fernseher sei ein wertvolles Fenster zur Welt, bekommt von allen Seiten gerollte Tageszeitungen über den Kopf gezogen. Die intellektuelle Kritik an bewegten Bildern und deren Informationswert gehört zum guten Ton der Bildungsbürgerlichkeit und das öffentliche Lamento über die Inexistenz sehenswürdiger Fernsehprogramme ist zum generationenübergreifenden Klagelied aufgestiegen. Durchaus zu Unrecht, wie ein ehrlicher Blick in die Programmhefte zeigt. Denn zwischen all den unreflektiert konservativen Dauerserien und den exhibitionistischen Selbstdemütigungen findet sich selbst ohne Satelliten-Schüssel am Dach einiges an Inspiration für geübte Gehirne, die nach Denkanstößen gieren. Nachrichtensendungen und Dokumentationen haben sich trotz der Früher-war-alles-besser-Mentalität einen Teil ihrer intellektuellen Anerkennung erhalten und immer wieder stößt man auch noch auf das Bewusstsein, dass selbst fiktiv erzählende Medien wertvolle Perspektiven bieten können, auf Lebenswelten, die sich auch durch einen Blick aus dem tatsächlichen Fenster nicht erschließen lassen; insbesondere, wenn diese Fenster aus gediegenen Altbauwohnungen auf die Straßen der Grazer Gründerzeitviertel blicken.

Einen solchen Blickwinkel bietet uns der österreichische Regisseur Umut Dag, sowohl mit seinem ersten Langfilm „Kuma“, als auch mit dem 2014 erschienenen Drama „Risse im Beton“. Hier inszeniert er die Geschichte um einen gerade erst aus der Haft entlassenen Vater und dessen Bemühungen um die Zukunft seines dealenden Sohnes auf eine Weise, die den Eindruck vermittelt, Lebensrealitäten wiederzugeben, aus einem von MigrantInnen geprägten und von Kleinkriminalität durchzogenen Milieu in Wien. Überprüfen lässt sich diese vermutete Objektivität von außen freilich nicht. Aber sowohl die Machart als auch der Einsatz von LaiendarstellerInnen aus der Szene verleihen dem Eindruck eine berechtigte Basis. Und eben aus diesem Grund berührt die Geschichte um Ertan und den Jungen Mikail ganz besonders. Weil sie Menschen zu repräsentieren scheint, denen ganz ähnliche Geschichten tatsächlich wiederfahren; und weil diese Vermutung zum Nachdenken anregt, über all jene, die hinter dem eigenen Tellerrand, aber gar nicht weit weg leben.



The Help, 2011, Dream Works II Distribution Co., LLC.

Der Blick aus dem Fenster kann aber selbstverständlich auch trügen; sowohl der reale, der etwa manchmal zum Eindruck führen mag, AsylantInnen führen ein herrlich entspanntes Leben, als auch jener durch den Bildschirm oder die Leinwand. Zweiterer trägt möglicher Weise nicht nur durch die Interpretation des Publikums, sondern auch durch – oft gut gemeinte – Inszenierungen der Filmschaffenden. Dem sowohl filmisch als auch schauspielerisch höchst einprägsamen AIDS-Drama „Dallas Buyers Club“ wurde etwa vonseiten der Homosexuellen- und Transgender-Gemeinschaften vorgeworfen, diese eben genau so darzustellen, wie sie sich liberal denkende Heterosexuelle vorstellen. Wieder fehlt der breiten Masse des Publikums die Möglichkeit, den Realitätsanspruch zu überprüfen.

Ganz ähnlich verhielt es sich auch mit der Kritik am Film „The Help“, der über afroamerikanische Hausangestellte und deren Vorgesetzte in den Südstaaten der 1960er erzählt. Hier wurde bemängelt, dass die Geschichte der schwarzen Bevölkerung von liberalen Weißen für liberale Weiße erzählt würde.

So schwer es vielerorts immer noch fällt, diese Tatsache anzuerkennen: Perspektiven – vor allem Erzählperspektiven – sind immer Perspektiven von jemandem. Die Anwesenheit der Kamera beeinflusst Dokumentationen und die Inszenierung der Filmschaffenden beeinflusst dargestellte Realitäten. Wenn das verklärte Ideal der Objektivität aus dem Weg geschoben wird, zwingt seine Abwesenheit das Publikum zur Reflexion; zur Reflexion der Erzählperspektive, aber auch der eigenen Wahrnehmung. Und wenn dieser Schritt gelingt, wird plötzlich die gesamte Medienwelt, einschließlich ihrer dümmsten Auswüchse, wieder interessant.



Foto: KK

Mag. Harald Koberg, geboren 1984 in Graz, studierte Philosophie und Volkskunde und Kultur-anthropologie an der Karl-Franzens-Universität Graz und arbeitet als Medienpädagog, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Foto: KK

WANDEREXERZITIEN

Salzburger Almenweg

„Und so etwas interessiert dich?“ bekam ich immer wieder zu hören, wenn ich jemandem auf die Frage antwortete, was ich den Ferien denn vorhätte. Ja, eine Woche mit viel Schweigen in den Bergen zu verbringen, ist wohl für viele unvorstellbar – und ehrlich gesagt überlegte auch ich lange, bevor ich mich auf dieses Wagnis einließ, denn es ist ein Aufbruch ins Ungewisse. Nicht, weil wir nicht gewusst hätten, wo wir hätten schlafen und essen können – im Gegenteil, die Route war exzellent geplant und wir wurden stets auf das Allerherzlichste aufgenommen und bewirtet –, sondern, weil jeder einzelne von uns nicht wusste, was mit ihm in dieser Woche passieren würde. Wenn man sich auf den Weg macht, um sich eine Woche intensiv Zeit für Gott und sich selbst zu nehmen und bereit ist, sich für Ihn zu öffnen, dann muss man auch damit rechnen, dass Er das ernst nimmt und etwas zu verändern beginnt. Solche Veränderungen können im ersten Moment manchmal auch schmerzhaft sein, aber letztendlich erweist es sich immer so, dass Er Seine Kinder als guter Hirte führt und leitet, sodass wir es wagen dürfen, uns Ihm bedenkenlos anzuvertrauen.

In diesem Sinne brachen wir – ein bunt zusammengewürfelter Haufen von 13 jungen Erwachsenen mit P. Albert Holzknecht SJ und Sr. Dorothea von den Helferrinnen als geistliche Begleiter – am 20. Juli in Bischofshofen auf und machten uns auf den Weg Richtung Bad Hofgastein. Nach einem reichlichen Frühstück und dem gemeinsamen Morgengebet starteten wir im Schweigen unseren Tagesmarsch. Begleitet durch die täglichen Impulse am Vormittag und die individuellen Begleitgesprächen kamen wir meist am frühen Nachmittag bei der Hütte an, wo jeder bis zum Abendessen die Zeit für sich gestalten konnte, wie er wollte – schweigend oder bereits in Gesprächen. Es ist kaum vorstellbar, wie sehr so eine gemeinsame Wandertour im Schweigen eine Gruppe zusammenwachsen lässt und so verbrachten wir die Abende mit interessanten Diskussionen, amüsanten Spielen, viel Gelächter und Spaß.

Dankbar darf ich nun zurückblicken auf eine Woche, die mein Leben nachhaltig verändert hat und in der ich viel reicher beschenkt wurde, als ich es mir zuvor erwartet hatte.

Agnes Hrauda

MEIN BALKAN-ABENTEUER

Unsere Balkan-Reise im Spätsommer dieses Jahres war so überraschend wie das Leben selbst. Jede Übernachtung und jede Fahrt zum nächsten Ziel waren ein Abenteuer. Die Gruppe wurde bald größer, bald kleiner. Die Zeit verflog im Nu. Wir haben Bosnien/Herzegowina und Montenegro durchquert und die Reise im kroatischen Dubrovnik in der Sonne ausklingen lassen. Alles ging sehr schnell und locker zugleich.



Foto: Saulevich

Wir haben auf unserem Weg viele Gesichter des Balkans kennengelernt. Die Sorgen und Träume der Leute konnten wir nur erahnen, aber ihre Lebenslust und ihre Leidenschaft waren nicht zu übersehen. Diese Leidenschaft bereichert den

dortigen Alltag mit Offenheit, Humor, Spaß und Hilfsbereitschaft. Wir haben das auch in unseren Gastfamilien erlebt, die uns das Beste gegeben haben, was sie uns geben konnten.

Die Balkan-Leidenschaft hat aber auch einen bitteren Beigeschmack. Ich habe das an den Zeichen des Krieges gesehen. „Der Balkan“ ist für mich zum Bild der Widersprüchlichkeit des Lebens und seiner Kraft geworden.

Valeria Saulevich

KORSIKA-REISE

Unsere Korsikareise per Fahrrad stand von Anfang an unter den Worten des Matthäusevangeliums (Mt 6,34): „Sorgt euch also nicht um morgen; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Jeder Tag hat genug eigene Plage“.

Voll Abenteuerlust begab sich nach monatelanger Planung am 4. August eine

montiert und Gesichter mit Sonnencreme beschmiert. Von nun an sollten wir täglich dutzende Kilometer entlang atemberaubender Küstenabschnitte und über steile Bergpässe radeln. Tag für Tag erkundeten wir so weite Teile Korsikas. Stets waren wir dabei von beeindruckenden Bergformationen und atemberaubenden Ausblicken auf das Meer umgeben. Abends hatten wir die Möglichkeit uns nach den anstrengenden Etappen im kühlen Nass – sei es auf träumerischen Sandstränden oder in idyllischen Gebirgsbächen – zu erfrischen und uns von den Strapazen zu erholen, bevor wir uns der Zubereitung des kulinarisch immer ausgefeilteren Abendessens widmeten. Den Höhepunkt unserer Reise bildete die Überquerung des 1500 Meter hoch gelegenen Gebirgspasses Col de Vergio. Von dort an erwartete uns nur mehr eine sanfte Abfahrt durch wunderbare Gebirgstäler, bis wir wieder an den Ausgangspunkt unserer Reise ankamen.

Trotz der idyllischen Voraussetzungen war die Reise aber von Anfang an durch

und beinahe verpasste Fährten) und einigen obligatorischen geplatzen Reifen mussten wir einige Male um unsere Übernachtungsmöglichkeit bangen – unser Wunsch, wild zu campieren wurden von den jeweiligen Grundstücksbesitzern meist mit relativ wenig Euphorie begrüßt.

Durch diese großen und kleinen Herausforderungen eines jeden Tages lernten wir, uns gemäß den Worten des Evangeliums „um Morgen keine Sorgen zu machen“, uns den schwierigen wie schönen Momenten ganz hinzugeben sowie auf einen guten Ausgang aller Dinge zu hoffen. Neben sehr vielen schönen Momenten verhalfen uns eventuelle Widrigkeiten zur Übung in Gelassenheit, Bescheidenheit und Vertrauen und führten uns als Gruppe zusammen.

Von Michael Tschauko

REISE NACH TAIZÉ

Wir, 12 Schülerinnen und Studierende aus der Steiermark machten uns gemeinsam im August auf nach Taizé. Tamara und Thorsten von der Jungen Kirche und Regina von der KHG Graz schlossen sich uns an. Da wir einen riesen Bus zur Verfügung hatten, konnten wir auf komfortabelste Weise reisen. Wir hatten so viel Spaß im Bus, dass die 16h-Fahrt fast wie im Flug verging. Um in der großen Taizé-gemeinschaft, diesmal waren es ca. 1500 Junge Menschen aus unzähligen Ländern, auch ein bisschen unter uns zu sein, schlugen wir unsere Zelte in einem Kreis auf. Wir wurden in Gruppen eingeteilt, in welchen wir die Woche über gemeinsam über Gott und die Welt nachdachten. Dreimal am Tag trafen wir uns, um alle gemeinsam zur Gebetszeit in der Kirche die berühmten Taizélieder zu singen. Ein musikalischer Leckerbissen. Zwischendurch durften wir verschiedenste Aufgaben erledigen, wie Müll einsammeln oder staubsaugen in der Kirche. Abends gings dann ins Ojak, wo gemeinsam gesungen, gefeiert und gelacht wurde, eine ganze Woche lang. Nach so viel Aktion beschloss



Foto: Tschauko

Gruppe 18 junger und junggebliebener Menschen verschiedenster Herkunft auf eine Korsikareise – mit dem Rad. Nach der Anreise per Bus und Bahn wurden in der korsischen Hafenstadt Bastia die Räder

Komplikationen und abenteuerlicher Ereignisse geprägt. Neben kleineren und größeren Blessuren die Gott sei Dank ohne größere Folgen blieben, reisetechischen Komplikationen (fehlende Anschlusszüge

ich, das Wochenende schweigend zu verbringen, wie weitere 70 Jungs und Mädls. Wir waren in einem etwas entfernten Haus untergebracht, was Ruhe gewährte. Während der Gebetszeiten waren wir aber bei allen anderen in der Kirche. Die Möglichkeit, allein oder in der Gemeinschaft verankert zu sein, genoss ich in vollen Zügen. Im Nachhinein habe ich bemerkt, dass Taizé mir die Möglichkeit gegeben hat, in einer großen Gemeinschaft ich selbst zu sein, ein zu Hause zu finden, ohne in der Masse unterzugehen.

Jetzt freue ich mich schon auf das Taizé-treffen an Sylvester in Prag um vielleicht neue Freunde und alte Bekannte wieder zu treffen.

Andreas Zimmerer

Taizé-Treffen in Prag, um ...

... mit Tausenden anderen Jugendlichen und jungen Erwachsenen Sylvester feiern, bei Taizé-Gebeten zur Ruhe kommen und bei Workshops sich mit religiösen und gesellschaftlichen Themen auseinandersetzen

SO 28. DEZ 2014 – FR 2. JAN 2015

stallbaumer@khg-graz.at

Anmeldeschluss: 30. NOV 2014

WORKCAMP IN RUMÄNIEN

Das Dorf Domokos liegt in Siebenbürgen in Rumänien. Die Menschen dort sprechen allerdings kein Rumänisch, sondern Ungarisch, denn sie gehören der Volksgruppe der Szekler an, der



Foto: KHG

größten ungarisch sprechenden Minderheit in Rumänien mit heute ca. 700 000 Menschen. In diesem Dorf gibt es eine Niederlassung der Helferinnen, von den Einheimischen „das Kloster“ getauft. Bei diesen beiden Helferinnen war ein Gruppe

Studierender der KHG Graz zu Gast. Wir haben, sprachlich unterstützt von den Schwestern Erika, Piroška und Wanda, bei verschiedenen Familien im Dorf geholfen. Haben Heu eingebracht und Holz geholt, Zäune gestrichen und Gemüse eingekocht. In gewissem Sinne war es auch eine Zeitreise, in eine Welt ohne Traktoren,

ohne Heuwender oder Mähdrescher. Aber auch in eine Welt voller Pferdewagen und Lagerfeuerromantik beim Kochen am offenen Feuer am Feld. Und in eine Welt voller freundlicher Menschen, die uns mit offenen Armen empfangen haben. Wir haben trotz Muskelkater und Rückenschmerzen 10 wundervolle Tage in Rumänien verbracht, dafür möchten wir uns bei unseren Begleitern und Organisatoren Schwester Regina Stallbaumer und Albert Holzknecht bedanken.

Von Agnes Hobiger

„NUR WER GESUNDEN MENSCHENVERSTAND HAT, WIRD VERRÜCKT“

Anfang September fand im Jugendgästehaus bei Mariazell, am Fuße der dramatisch schön gelegenen Sigmundsbergkapelle, die alljährliche Sommerakademie des interdisziplinären Studienförderungswerkes *Pro Scientia* statt. Auch die Gruppe der Grazer *Pro Scientia*-StipendiatInnen rund um Hochschulseelsorger Alois Kölbl stellte sich mit Geförderten aus ganz Österreich dem



Foto: Junge Kirche



Foto: Simmel

Jahresthema *WahnSinn*. Und wie schon im titelgebenden Zitat von Stanislaw Jerzy Lec angedeutet, veranschaulichten Vortragende unterschiedlichster fachlicher Ausrichtung die Vielschichtigkeit und Paradoxien des Begriffs Wahnsinn auf ihre jeweils eigene Art und Weise: Vom erfrischend schwarz-humorigen Vortrag einer Kennerin der Forensischen Psychiatrie, über Dokumentarfilmsequenzen, in denen ein Ex-Investmentbanker zum – gefühlten – Wahnsinn der Finanzwirtschaft kritisch Stellung nimmt, bis zu den Ausführungen eines Philosophen über Platons substanzdualistische Positionen in Hinblick auf das Verhältnis von Körper und Seele reichte die geistige Bandbreite. In Workshops und Arbeitskreisen hingegen näherte man sich dem Thema auch praktisch und schöpferisch an. Doch es wurde nicht nur angestrengt referiert, nachgedacht und gearbeitet: Spirituelle Besinnung bei Messen und Morgenandachten und das bei *Pro Scientia* traditionell wichtige gemütliche Beisammensein kamen nicht zu kurz. Ausgleich boten den rauchenden Köpfen auch das gemeinsame Fußballspiel, Spaziergänge im Grünen oder einfach nur das im Kaffeetrinker-Modus erfolgte Bestaunen des spätsommerlichen Mariazellerlands. Ein echter Höhepunkt der Woche war der „Alumnitag“, an dem

zahlreiche ehemalige Geförderte teilnahmen um u. a. mit Franz Fischler und Erhard Busek über die Zukunft des europäischen Projekts zu diskutieren.

Fotos: www.proscientia.at.

Bewerbungsfrist für 2015: 30. NOV 2014

Florian Traussnig

EIN NEUES HAUS FÜR DIE KHG: EXPOSITUR GRAZ-SÜD

Seit 1. Oktober 2014 wohnen 11 Studentinnen und Studenten der Katholischen Hochschulgemeinde im frisch renovierten Pfarrhof Graz-Süd. Früher das Wohnhaus des Pfarrers, wurde der Pfarrhof seit der Bildung des Pfarrverbandes mit Liebenau und Thondorf nicht mehr genutzt. Im Frühjahr 2014 starteten die Arbeiten an der Generalsanierung, und seit Beginn des Wintersemesters stehen die Räume nun den Studierenden zur Verfügung.

Im Haus gibt es 3 Doppelzimmer und 5 Einzelzimmer, 3 Badezimmer und eine gemeinsam genutzte Küche – obwohl ein wenig entfernt vom Haupthaus in der Leechgasse, weht hier der Geist der KHG: Gemeinschaft und Rücksichtnahme auf

andere wird groß geschrieben. Für die Seelsorge ist Toni Tauschmann vor Ort, Kooperationen mit der Pfarre und dem ebenfalls dort beheimateten Begegnungszentrum sind geplant.

Die Herkunftsländer der Studierenden sind bunt gemischt: Österreich, Deutschland, Südtirol, Bosnien, Slowenien, Serbien. Die jungen Leute studieren auf der Karl-Franzens-Universität und auf der Technischen



Foto: Madl

Universität, die meisten von ihnen sind neu in Graz. Sie haben sich im neuen Haus bereits eingelebt – wir wünschen ihnen ein erfolgreiches Studienjahr und dass sie sich in der KHG zuhause fühlen!

Ruth Madl

BOB VRABLIK

... der neue Zivi in der KHG

Man schrieb das Jahr 1987 als ein kleiner Mann das Licht der Welt erblickte. 1994 – 99 trat er an eine harte Lektion heran. Er verließ seine gewohnte Umgebung um eine Volksschule in dem in Tschechien liegendem „Zlín“ zu besuchen in der erst einmal an der Sprache gearbeitet werden musste.



Foto: privat

Die Zeit, die er in Tschechien verbrachte, raste förmlich an ihm vorbei. 1999 – 2003: nach 4 Jahren wieder zurück in Österreich, genauer in Theresienfeld, ging er in die Hauptschule in dem benachbarten Ort Felixdorf. 2003 – 2004: die Entscheidung fiel auf die HTL Malerschule Baden-Leesdorf, und es traf ihn wie ein Schlag mitten ins Gesicht, als ihn die Benachrichtigung erteilte, dass er nicht genommen wurde, so besuchte er das eine Jahr die Polytechnische Schule in Wiener Neustadt. 2004 – 2010: da der zu einem jungen Mann herangewachsene Bob eine Kämpfernatur ist, gab er nicht auf und startete den zweiten Angriff und machte die Aufnahmeprüfung erneut. Diesmal mit Erfolg gekrönt, durfte er die nächsten 4 Jahre die Fachschule der HTL Malerschule Baden-Leesdorf genießen, in der er 2005 die Malerei auf Leinwand für sich entdeckte. Nach diesen 4 Jahren, in denen er nicht nur viel zu lernen, sondern auch viel an seiner Kunst und seinen Vernissagen zu arbeiten hatte, bestand Bob die nicht allzu leichte Fachabschlussprüfung. 2010 nach der Matura wollte er sich allerdings keine Auszeit gönnen. Bob war nicht nur künstlerisch auf der Höhe,

sondern er wusste auch genau in welche Richtung er sein Leben lenken wollte. Er wanderte nach Graz aus. Bis heute leistet Bob sein Studium in Architektur in der Steiermark ab.

*schrieb ein nahestehender Freund.
Stefan Raffeis*

Im Sommer 2014 schloss Bob das Architekturstudium mit dem Bachelor ab und ist seit Oktober Zivildienstler in der KHG.

COME TOGETHER

Vergangenes Wochenende lud die KHG zum Hüttenwochenende in die Kollmanngrabenhütte bei Großstübing ein. Organisiert von Studentenseelsorger Pater Albert und Pastoralreferent Anton Tauschmann diente die gemeinsame Zeit dazu, neue Kontakte innerhalb der KHG zu knüpfen bzw. bereits bestehende zu vertiefen.

Wir – sieben Studenten und eine Studentin aus mehreren Ländern (Kuba/Mexiko, Österreich, Deutschland) folgten der Einladung und hatten sehr viel Spaß beim gemeinsamen Kochen, Wandern (Durch die Bärenschützklamm auf den Hochlantsch) und bei den abendlichen activity-Spielrunden. Besonders Pater Albert beeindruckte durch sein großes pantomimisches Talent, mit dem es ihm gelang, auch die abstraktesten Begriffe äußerst überzeugend darzustellen ... Nach



Foto: Kainz

einer gemeinsamen Messe am Sonntag auf der Veranda der Kollmanngrabenhütte war das gemeinsame Hüttenwochenende leider auch schon wieder zu Ende.

Wir bedanken uns ganz herzlich bei Pater Albert und Anton Tauschmann für die Organisation und freuen uns auf ähnliche Aktivitäten in der Zukunft!

Eva Preinfalk

DANKE FLORIAN TRAUSSNIG!

Als ehemaliger Pro Scientia-Stipendiat und derzeitiger steirischer Alumni-Sprecher ist der Kärntner Historiker Dr. Florian Traussnig schon seit einigen Jahren mit Aktivitäten der KHG verbunden gewesen. Die Übernahme der Karenzvertretung für Anna Steiner im vergangenen Sommersemester erfolgte aber doch sehr kurzfristig und war ein Sprung ins kalte Wasser. Sehr engagiert und verantwortungsvoll hat Florian Traussnig die bereits geplanten



Foto: privat

Veranstaltungen durchgeführt und das Programm des Wintersemesters mit Kreativität geplant und organisiert. Dass nun wieder Bücher und Zeitschriften wohlgeordnet in den Schränken des Studier- und Lesezimmers im Quartier Leech stehen, verdankt sich ebenfalls seinem Engagement.

Lieber Florian, ich danke dir im Namen des KHG-Teams und der Menschen, für die du gearbeitet hast, für dein Engagement und deine erfrischenden Beiträge in der Arbeit und im persönlichen Miteinander. Es freut mich, dass du als Projektkoordinator für den Diözesanen Weg weiterhin mit der KHG Graz verbunden bleiben wirst!

Alois Kölbl



Asima Osim, Dr. Valentin Inzko, Ivica Osim, LH Dr. Josef Krainer, GV Dr. Heinrich Schnuderl, Prof. Wolfgang Benedek, HS Alois Kölbl. Foto: cp-pictures

ERÖFFNUNGSVORTRAG

Dr. Valentin Inzko eröffnete im Gespräch mit Stefan Winkler im vollbesetzten Vortragssaal am 16. Oktober das KHG-Bildungsprogramm im Wintersemester. Der Hohe Repräsentant für Bosnien-Herzegowina und ehemalige KHG-Heimbewohner sprach mit dem Leiter des Außenpolitik-Ressorts der „Kleinen Zeitung“ vor allem über die jüngsten Wahlen und über Perspektiven für das Land.

Im Blick auf die aktuelle Lage sei trotz aller Herausforderungen der Titel der Veranstaltung „Bosnischer Frühling?“ gerechtfertigt. „Es gibt ein zartes Pflänzchen der Demokratie und des Bosnischen Frühlings. Aber bei diesen Wahlen hat es sich noch nicht gezeigt“, so Valentin Inzko in Hinblick auf die niedrige Wahlbeteiligung und das ambivalente Ergebnis.

Noch heute gebe es oft den Eindruck, der Krieg werde mit politischen Mitteln fortgesetzt. Besonders auch im Zusammenhang mit jüngsten Ausschreitungen bei einem Fußballspiel auf die Situation am Balkan angesprochen sagt Valentin Inzko: „Der Friede ist zerbrechlich und man muss

Geduld haben, dass Bosnien-Herzegowina sich stabilisiert. Das Land muss eine Chance haben, sich langfristig zu konsolidieren.“

Unter den 150 Gästen in der Katholischen Hochschulgemeinde, die lebhaft an der Diskussion teilnahmen, waren neben zahlreichen Studierenden und Lehrenden und Angehörigen des Konsularischen Corps auch Landeshauptmann a. D. Dr. Josef Krainer, Sturm-Graz-Legende Ivica Osim und Generalvikar Dr. Heinrich Schnuderl.

Peter Rosegger

† KARL MARIA STEPAN IN DANKBARKEIT

Seit dem Jahr 1947 gibt es das „Buch der Namen“ der Katholischen Hochschuljugend Graz, in das sich alle neu aufgenommenen Mitglieder eintragen. Der erste Name ist der von Karl Maria Stepan, der auch erster Vorsitzender (Primus) der KHJ Graz war. Zu Pfingsten 1946 hatten sich Studierende aus Graz, Wien und Innsbruck in Salzburg getroffen, wo die Gründung der Katholischen Hochschuljugend

als Idee geboren wurde, ein Jahr später wurde sie dann gegründet. Der spätere Primar des Hartberger Landeskrankenhauses war bei beiden Ereignissen federführend dabei. Im Interview zum 60-Jahr-Jubiläum der KHG hat er über diese Zeit gesagt: „Unsere Seele war so hungrig!“ Nach dem Krieg und den materiellen und geistigen Verwüstungen wollte der Sohn des legendären steirischen Landeshauptmannes – sein Vater musste einige Zeit im Konzentrationslager verbringen – wie viele seiner KollegInnen an einer besseren, vom Geist des Christentums durchdrungenen Gesellschaft mitbauen. Bei Besuchen in der Leechgasse hat er heutigen Studierenden immer wieder mit Begeisterung vom Feuer dieser Gründungsphase erzählt. Der tief gläubige Christ hat dies nicht nur in sein Arbeitsfeld als Arzt, sondern auch in anderen, vor allem caritativen gesellschaftlichen Bereichen eingebracht. Bescheidenheit und Humor prägten ihn bis ins hohe Alter. Der Dank- und Auferstehungsgottesdienst für ihn in der Pfarrkirche St. Leonhard wurde zu einem beeindruckenden Glaubenszeugnis. In Dankbarkeit bleiben wir über die Grenzen des Todes mit ihm verbunden.

Alois Kölbl



Karl Maria Stepan 2006 beim Interview mit „Denken+Glauben“ Foto: cp-pictures

WOFÜR SCHLÄGT DEIN HERZ?

KATHOLISCHE
KIRCHE STEIERMARK

→ X 2012-2018

www.herzensanliegen.at



KATHOLISCHE
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie um die Unterstützung unserer Arbeit mittels beigelegtem Erlagschein. Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

Impressum

DENKEN + GLAUBEN

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:

Mag. Peter Rosegger

Redaktion:

Jennifer Brunner, MA

Mag. Martin Gsellmann

Mag. Harald Koberg

Mag. Lukas Lienhart

Mag.^a Martina Linzer

Dr. Florian Mittl

Mag.^a Gudrun Pichler

Bernadette Prassl

Mag.^a Helga Rachtl

Günter Schuchlauth

Dr. Florian Traussnig

Medieninhaber und Herausgeber:

Katholische Hochschulgemeinde Graz

MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz

Tel. 0316 / 32 26 28

http://www.khg-graz.at

Layout und Satz:

Wolfgang Rappel

Druck:

Universitätsdruckerei Klampfer,

St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die ©-Fragen zu den Fotos geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter rosegger@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: rosegger@khg-graz.at

Coverfoto:

Reste der Berliner Mauer am ehemaligen „Checkpoint Charlie“ Foto © Kölbl

LITURGISCHER WOCHENPLAN

für die Vorlesungszeit

SO 19:30 **Universitätsmesse in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse**

SO 11:30 **Messe im Grazer Dom, Burggasse**

SO 11:00 **Messe in der Pfarrkirche St. Leonhard, Leonhardplatz**

SO 18:15 **Messe in der Stadtpfarrkirche, Herrengasse**

MO – FR 12:00 **„Break4Prayer“, Hauskapelle, Leechgasse 24/II**

MO 8:00 **Messe in der Hauskapelle der Helferinnen, Leechgasse 34**

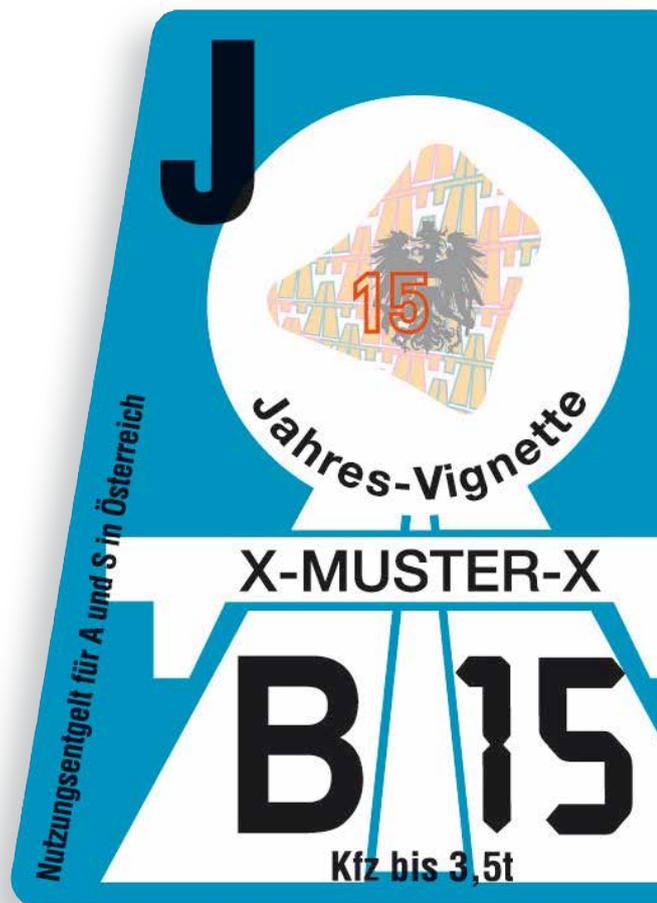
DI 7:15 **Messe in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse** mit anssl. gemeinsamen Frühstück

MI 18:00 **Gottesdienst** laut Aushang **in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse** oder **in der Hauskapelle des Priesterseminars, Bürgergasse 2**

DO 7:15 **Messe in der Hauskapelle, Leechgasse 24/II** mit anssl. gemeinsamen Frühstück

FR 7:15 **Messe in der Kapelle des John Ogilvie Hauses, Zinzendorfsgasse 3**

HOLEN SIE SICH IHRE VIGNETTE 2015!



Quelle: ASFINAG

Bei Abschluss einer
GRAWE Lebensversicherung**

Info unter: 0316-8037-6222

- * auf den Sparanteil der Prämie; gültig über die gesamte Vertragslaufzeit bei Vertragsabschluss bis 31.12.2014. Bei Vertragsabschluss ab 1.1.2015 beträgt die garantierte Mindestverzinsung 1,5%.
- ** Aktion unterliegt besonderen Bedingungen, gültig für Neuabschlüsse Oktober bis Dezember 2014. Nähere Infos bei Ihrem(r) Kundenberater(in), in Ihrem Kundencenter oder unter 0316/8037-6222. Die Vignetteneinnahmen werden ausschließlich in das österreichische Autobahnen- und Schnellstraßennetz investiert.

www.grawe.at

Die Versicherung auf *Ihrer* Seite.



GRAZER WECHSELSEITIGE
Versicherung Aktiengesellschaft

DO
1319:30 **HOFFNUNG AUF ZUKUNFT**

MMag. Markus Bugnyar, Rektor des Österreichischen Hospiz in Jerusalem, spricht über die gegenwärtige Situation im Heiligen Land
QL-Vortragssaal, Leechgasse 24, 8010

DI
1813:00 **PHILOSOPHICUM: „DIE RELIGIÖSE ENTGRENZUNG DES NEOLIBERALISMUS?“**

Diskussion mit Imbiss. *Impulsreferat: Dr. Peter Gaitsch*
Leechgasse 24, 8010
(in Kooperation mit dem Institut für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät)

MI
1913:00 **CHRISTUSBEGEGNUNGEN IM ADVENT**

Start der wöchentlichen Gruppentreffen
TheoZentrum, Johann-Fux-Gasse 31
Anmeldung: holzknecht@khgg-graz.at oder stallbaumer@khgg-graz.at

DI
2519:00 **TAIZÉ-GE BET**

Jeden letzten Dienstag im Monat!
Stiegenkirche, Sporgasse 21, 8010

MI
3+ MI
10+ MI
1706:00 **RORATEN IM ADVENT**

anschließend gemeinsames Frühstück
Leechkirche, 8010
(in Kooperation mit TheoZentrum, KHJ, Forum GWK)

DO
419:00 **GRENZEN DER LIEBE?**

Mit: **Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz**
QL-Vortragssaal, Leechgasse 24, 8010

SO
707:30 **GEFÄNGNISGOTTESDIENST**

Justizanstalt Karlau, Herrgottwiesgasse 50, 8020
Anmeldung: stallbaumer@khgg-graz.at

DI
1619:00 **ADVENTKONZERT DES KHG-CHORES**

Leitung: **Rodrigo Algara Woodhouse**
Leechkirche, Zinzendorfsgasse

SO
28- FR
2**TAIZÉ-TREFFEN IN PRAG**

Anmeldung: stallbaumer@khgg-graz.at

DI
2019:30 **DAS LEBEN WAGEN**

Für junge Erwachsene, die ihren Lebensweg suchen.
John-Ogilvie-Haus, Zinzendorfsgasse 3, 8010

MI
2119:30 **PSYCHOLOGICUM: „GRENZEN“**

Begrenzungen des Lebens: Chance oder Bedrohung?
Mit: **Dr.ⁱⁿ Renate Wamser, Univ. Prof. Dr. Walter Pieringer, Mag. Rolf Spiegel**
Moderation: **Dr. Josef Zollneritsch**
QL-Vortragssaal, Leechgasse 24, 8010

FR
6- MO
16**KHJÖ FEBRUAREXKURSION NACH MOLDAWIEN (RUMÄNIEN)**

Infos: graz@khjoe.at

PERSPEKTIVE

Perspektive ist entscheidend. Sie führt zusammen oder sie trennt. Die Sichtweise auf den Menschen und seine Welt zieht grundlegende persönliche und gesellschaftliche Entscheidungen nach sich.

25 Jahre sind seit dem Fall der Berliner Mauer vergangen. Das Verschwinden dieses grausigen Symbols der Inhumanität wurde kurz zuvor noch für unmöglich gehalten. Bei seinem Besuch in Berlin 1963 hat John F. Kennedy über eine grundlegende Perspektive der Demokratie gesagt: „Ein Leben in Freiheit ist nicht leicht, und die Demokratie ist nicht vollkommen. Aber wir hatten es nie nötig, eine Mauer aufzubauen, um unsere Leute bei uns zu halten und sie daran zu hindern, woanders hinzugehen.“

Die Berliner Mauer ist Gott sei Dank gefallen. Auch heute gibt es kleinere und größere Mauern in unseren Köpfen und zwischen Menschen, die voneinander trennen. Um sie niederzureißen, ist die Perspektive entscheidend. Papst Franziskus hat einmal gesagt, die große Herausforderung liegt darin, aus Alltag und Müdigkeit herauszugehen und die Perspektive Christi einzunehmen. Damit wäre schon viel gewonnen.

Peter Rosegger, Chefredakteur